

Angst vor Coronavirus
 Warum sich manche
 Menschen mehr und andere
 weniger fürchten
3

CDU nach Thüringen
 Durch die ewige Hufeisendebatte
 steckt die Partei in der
 Identitätskrise. Was nun?
10

Let's talk about cash, Ladies!

Zum Internationalen
 Frauentag reden wir über
 Geld: Eine Sonderausgabe
 über Reichtum, Armut und
 die Frage, was Feminismus
 und Finanzen miteinander
 zu tun haben

17–30



Foto: Charles Gullung/Image Bank/Getty

Gespräch

Sara Nuru war „Germany's Next
 Topmodel“. Heute vergibt sie
 Mikrokredite an Frauen in Äthiopien
26–27



Foto: Anja Weber

„

**„Feminismus muss nicht
 nur ein Recht auf
 Abtreibung fordern,
 sondern auch kostenlose
 Gesundheitsversorgung“**

Erica Zingher, taz-Redakteurin
30

Reportage

Drei Leben, ein
 Systemfehler:
 Wie Rentnerinnen mit
 Armut im Alter umgehen
20–22

KONTEXT: WOCHENZEITUNG

Journalistin Anja Reschke über
 Gleichberechtigung und Haltung
 in den Medien und der Politik

Protokolle

Was ist unsere
 Arbeit wert?
 Sechs Frauen
 berichten über
 ihre Gehälter,
 ihre berufliche
 Motivation, ihre
 Arbeitszeiten und die
 Wertschätzung
 für das, was sie
 tun
28–29

Anzeige

♀*M!

**Wenn wir
 streiken, steht
 die Welt still.**

Der 8. März wird unser
 Frauen*-Streiktag!

DIE LINKE.

Über Geld sprechen wir nicht. Zu heikel sind Fragen von Gerechtigkeit, es könnte Sozialneid aufkommen. Oder Scham, weil das Einkommen so gering ist und Altersarmut droht.

Dabei ist es wichtig, über Geld zu reden: Es ist die einzige Möglichkeit, die strukturelle Benachteiligung von Frauen bei den Finanzen sichtbar zu machen. Das Tabu, das das Sprechen über Geld umgibt, begünstigt diese Benachteiligung: Frauen verdienen noch immer rund 20 Prozent weniger als Männer; 77 Prozent aller Frauen zwischen 30 und 50 Jahren haben ein eigenes Nettoeinkommen von weniger als 1.500 Euro; sie sind um ein Vielfaches stärker von Armut bedroht. Das wird sich in absehbarer Zeit auch nicht ändern.

Warum vor allem Alleinerziehende, Rentnerinnen, Geschiedene und Frauen mit Migrationsgeschichte armutsgefährdet sind, hat Gründe. Lange hatten Frauen weder einen eigenen Zugang zu Geld noch zu bezahlter Arbeit. Erst 1962 durften Ehefrauen in Deutschland ein eigenes Konto eröffnen, erst 1977 ohne Erlaubnis ihres Mannes arbeiten. Zwar werden die besserverdienenden Frauen mehr. Doch bei unbezahlter Arbeit, bei Care-Arbeit, tragen Frauen noch heute die Hauptlast.

Natürlich ist Feminismus viel mehr als nur die Forderung nach mehr Geld. Doch der Kampf für gleiche und faire Bezahlung ist letztlich ein Kampf um Unabhängigkeit: dafür, selbstbestimmt im Job und in Beziehungen leben zu können. Geld ist ein Machtfaktor.

Deshalb haben wir diese Ausgabe dem Geld gewidmet: Eine Kollegin beschreibt, wie sie damit kämpft, mehr zu verdienen als ihr Freund – weil auch das zu Streit führen kann. Wir zeigen, welche Strategien Frauen entwickeln, um mit Armut umzugehen. Wir besuchen die Erbin Miriam Edding. Wir schreiben über Frauen und Geld in der Popmusik und übers Putzen. Und wir sprechen mit Sara Nuru, die Model und Unternehmerin ist.

Wollen wir gleich viel Geld wie Männer? Oder wollen wir insgesamt sozialer wirtschaften? Wir wollen beides. Und wünschen Ihnen eine gute Lektüre.

Patricia Hecht, Antje Lang-Lendorff, Carolina Schwarz

www.taz.de/frauentag

Zahlen, bitte!





ERWERBSTÄTIGKEIT

Eltern mit minderjährigen Kindern in Prozent

□ erwerbslos ■ Teilzeit ■ Vollzeit



UNBEZAHLTE ARBEIT

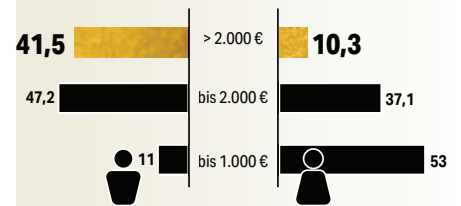
in Stunden

■ unbezahlte Arbeit



NETTOEINKOMMEN

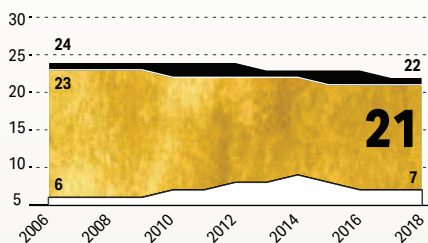
30- bis 50-Jährige in Prozent



GENDER PAY GAP

Lohnlücke zwischen Männern und Frauen in Prozent des Bruttostundenverdiensts und branchenübergreifend

□ Ost ■ West ■ Deutschland gesamt



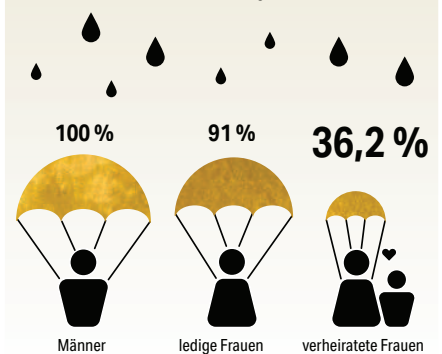
GELD

HAT EIN GESCHLECHT

Arbeit, Rente, Steuern: Wie Frauen im Vergleich zu Männern finanziell dastehen

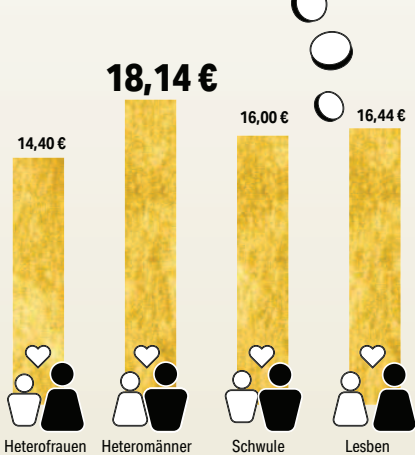
PENSION PAY GAP

Durchschnittliche Rentenhöhe im Vergleich



SEXUALITY PAY GAP

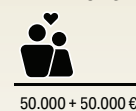
Bruttostundenlohn



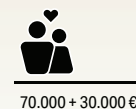
VERSORGEREHE

durch das Ehegattensplitting

EINKOMMENS-
VERTEILUNG



50.000 + 50.000 €



70.000 + 30.000 €



100.000 + 0 €

STEUER-
ERLEICHTERUNG

0 %

8 %

33 %

ALLEINERZIEHENDE



1 zu 7 Verhältnis alleinerziehende Väter zu alleinerziehenden Müttern

ARMUTSGEFÄHRDUNGSQUOTE

15,5 %
deutscher
Durchschnitt

41,5 %
Alleinerziehende

ZUGANG VON FRAUEN ZU ARBEIT UND GELD





Von Laila Oudray

ines Abends, als Tobias gerade kocht, geselle ich mich zu ihm. Vorsichtig frage ich: „Tobi, ist es dir eigentlich unangenehm, dass ich mehr verdiene als du?“ Zwei Monate zuvor habe ich diesen Artikel vorgeschlagen. Ich wollte wissen: Warum tun sich auch Männer, die sich als liberal bezeichnen, schwer damit, wenn eine Frau mehr verdient als sie?

Ich dachte dabei an meine Beziehung mit Tobias. Wir sind seit vier Jahren ein Paar, leben seit drei Jahren zusammen und sind eigentlich sehr glücklich miteinander. Wir haben denselben Humor, können uns stundenlang unterhalten, haben das gleiche Bedürfnis nach Nähe und Ruhe und lassen der anderen Person ihren Freiraum. Happy ever after scheint zum Greifen nahe. Doch es gibt ein Streitthema: Geld.

Denn ich verdiene deutlich mehr als er. Der Unterschied zwischen unseren Nettoverdiensten beträgt etwa 1.000 Euro. Ich arbeite Vollzeit als Referentin in einer Bildungsinitiative und schreibe gelegentlich journalistische Texte. Tobias ist Informatikstudent und arbeitet in Teilzeit als Softwareentwickler. Geld ist ein explosives Thema für uns: Sei es, dass ich gerne umziehen würde und er sich aus Kostengründen sträubt; sei es bei der Urlaubsplanung, wenn ich keine Lust auf Couchsurfing habe; sei es, dass ich unsere Waschmaschine in einem Geschäft kaufen will statt auf eBay-Kleinanzeigen oder dass ich nachts nach dem Feiern auch gern mit dem Taxi statt mit der U-Bahn nach Hause fahren möchte.

Ich schlage etwas vor, Tobias winkt ab. Ich biete ihm an, ihn einzuladen oder mehr zu bezahlen, er möchte nicht. Ich fühle mich eingeschränkt, er fühlt sich missverstanden – und dann geht der Streit los. Es fühlt sich an wie ein Ungleichgewicht. Und diese Situation wird sich auch in naher Zukunft nicht ändern. Tobias hat schon früh deutlich gemacht, dass er niemals Vollzeit arbeiten will. Eine Entscheidung, die ich unterstütze, die mich aber auch verunsichert: Werden wir auf ewig weiterstreiten?

Letztes Jahr eskalierte der Streit über die Waschmaschine so sehr, dass ich eine Trennung befürchtete. Dabei war einfach nur die Maschine kaputt. Ich bot Tobias an, dass wir uns die Kosten für die teurere Maschine teilen, er weniger zahlt und ich ihn im Falle unserer Trennung auszahle. Er bestand auf dem günstigeren Modell und verwies darauf, dass er Verlust macht. Er zahlt die gleiche Summe, doch dann gehört ihm die Waschmaschine nicht. Ich fühlte mich, als würde er mir Steine in den Weg legen, und rechnete ihm vor, dass bei ihm noch die Kosten für den Transport hinzukämen und unsere Zeit, die wir aufwenden müssten. Irgendwann schaukelte sich die Diskussion zu einem Schreiduell hoch. So viel Frust und Wut. Und das alles wegen einer Waschmaschine.

Es ist nicht außergewöhnlich, wenn sich Paare über Geld streiten. Doch hinter unseren Streits steckte etwas anderes. Ich bin mit wenig Geld aufgewachsen und musste gerade im Studium manchmal jeden Cent dreimal umdrehen, um mir meine Miete leisten zu können. Damals hat mich Tobias sogar finanziell unterstützt. Auch in den Jahren zuvor waren meine Ex-Freunde alle finanziell bessergestellt als ich. Für mich war das nie

Ein Paar (Symbolbild). Was die beiden verdienen, wissen wir nicht. Foto: Gustaffson/imagio



Beziehungsstatus: Es ist kompliziert

Mal geht es um den Kauf einer Waschmaschine, mal um eine Taxifahrt. Beim Thema Geld kommt es in Beziehungen häufig zum Streit. Doch warum tun sich auch Männer, die sich als liberal bezeichnen, schwer damit, wenn eine Frau mehr verdient als sie? Eine persönliche Annäherung

ein Problem: Wenn der Partner mehr Geld zur Verfügung hatte, ließ ich mich einladen. Er bezahlte dann eben mehr für den Urlaub oder mehr Miete. Ich selbst beteiligte mich, zahlte nur die Flüge und nicht das Hotel. Alles im Rahmen der eigenen Möglichkeiten. Ich hätte nie verlangt, dass mein Partner alles bezahlt. Aber genauso wenig hätte ich das abgelehnt.

Letztes Jahr eskalierte der Streit über die Waschmaschine so sehr, dass ich eine Trennung befürchtete

Doch warum will das nicht gelingen, wenn sich die Rollen umkehren? Liegt es daran, dass sich Tobias als Mann nicht von mir als Frau einladen lassen will? Eine Studie der britischen Universität Bath belegt: Wenn eine Frau mehr verdient als ihr Mann, fühlt er sich gestresst. Am wohlsten fühlen sich Männer, wenn eine Frau bis zu 40 Prozent des Familieneinkommens beiträgt. Die Autorin der Studie sieht zwei Gründe für diesen Stress: die Befürchtung einer Machtverschiebung in der Beziehung und das gesellschaftliche Rollenbild.

„2020 ist die gesellschaftliche Vorstellung von Männlichkeit immer noch untrennbar mit Autonomie, Erwerbsarbeit und der Familienernährerrolle verbunden“, sagt Mona Motakef vom Institut für Sozialwissenschaften der HU Berlin am Telefon. „Zwar sollen und wollen

Männer sich auch mehr um den Haushalt oder die Kinder kümmern, aber das bedeutet nicht, dass sie weniger arbeiten sollen. Sie sollen die Haupterwerbstätigen bleiben, so sind die gesellschaftlichen Vorstellungen.“ Nur bei etwa 7 Prozent der heterosexuellen Paare in Deutschland erwirtschaftet die Frau mindestens 60 Prozent des Einkommens. Die meisten dieser Beziehungen sind unfreiwillig in diese Situation geraten: Der Mann kann zum Beispiel wegen Arbeitslosigkeit oder Krankheit nicht mehr so viel zum Familieneinkommen beitragen.

Das entspricht nicht der Norm, die uns von Kindesbeinen an vermittelt wird: Der Mann geht arbeiten, die Frau kümmert sich um den Rest. Es fehlen Vorbilder, die zeigen: Es ist auch möglich, dass beide Partner gleich viel arbeiten und verdienen oder dass die Frau für Lohn arbeitet und der Mann die Carearbeit leistet. Erschwerend kommt hinzu, dass Berufe, die als typisch weiblich gelten, oft schlecht bezahlt sind. Aber auch in denselben Berufen verdienen Frauen weniger als Männer. Und mit dem Ehegattensplittling fördert der Staat das Eineinhalb-Verdiennermodell. All das trägt dazu bei, dass sich das Bild vom Mann als Versorger nicht abschütteln lässt, weder bei den Männern noch bei Frauen. Frauen würden nach außen sogar verdienen, dass sie mehr verdienen, sagt Motakef. „Und wenn sie es nicht verheimlichen, dann versuchen sie, es zu entschuldigen.“

Ich habe mich bisher als emanzipierte und fürsorgliche Freundin gesehen. Aber mir wird bewusst, dass auch ich Probleme mit unserer Situation habe. Ich erwische mich da

bei, wie ich im familiären Kreis nicht darüber spreche, dass Tobias „nur“ Student ist. Immer wieder habe ich das Gefühl, von meinem Umfeld, gerade von Frauen, bemitleidet zu werden, weil ich keinen „Versorger“ habe. Wenn Tobias erzählt, dass er nur halbtags arbeitet, ernte ich mitleidige Blicke. Vielleicht lasse ich das unbewusst an Tobias aus? Bin ich frustriert?

Eigentlich sind wir privilegiert: Er arbeitet freiwillig Teilzeit, ist gut ausgebildet und könnte jederzeit eine Vollzeitstelle finden. Ich habe eine unbefristete Stelle. Wir haben keine Kinder, und unsere Fixkosten sind recht niedrig, sodass wir auch Geld zur Seite legen können. Doch auch wir haben gesellschaftliche Erwartungen an Beziehungen verinnerlicht. Das macht uns das Leben schwer. Wir müssen reden.

„Ist es dir unangenehm, dass ich mehr Geld verdiene als du?“

„Nö.“

„Warum fällt es dir dann so schwer, von mir Geld anzunehmen?“

Er denkt nach und rührt in der Pfanne. „Ich habe nicht viel Geld und will immer so leben, dass ich niemals auf einen Job angewiesen bin.“

„Das verstehe ich, und ich möchte auch nicht, dass du für mich mehr Geld ausbist als nötig. Deswegen will ich ja mehr zahlen und dich einbinden. Aber manchmal würde ich mir schon wünschen, dass es anders wäre.“

Er schweigt. Dann legt er den Pfannenwender zur Seite, dreht den Herd aus, und zum ersten Mal sprechen wir über unsere Beziehung und das Geld. Er will möglichst autonom leben und

hat Schwierigkeiten, sich auf mich zu verlassen. Ich erzähle ihm, wie ich mir doch manchmal wünsche, dass er mehr verdient – nicht mehr als ich, aber mehr. Ich würde mir davon erhoffen, dass er entspannter an die Sache herangehen würde und sich leichter auf mich einlassen könnte. Auf seine Frage, ob ich damit klarkäme, wenn er nie mehr verdienen würde, muss ich nachdenken. Dann kann ich mich endlich bewusst entscheiden: Ja.

Ich habe diesen Text mit der Frage begonnen: Was ist Tobias' Problem? Jetzt weiß ich: Es ist nicht sein Problem, es ist unseres. Wir beide müssen patriarchale Konstrukte in unserem Denken und Handeln erkennen und ihnen gegensteuern. Nur so können wir eine wirklich egalitäre Beziehung führen – egal wer mehr verdient.

Anzeige

Mit Feminismus gut durch den Tag



Konferenz – Fr, 20. März – Heinrich-Böll-Stiftung, Berlin

Digitale Gewalt bekämpfen

u. a. mit Renate Künast, Anke Domscheit-Berg, Katja Grieger
Sibel Schick und Laura Dornheim calendar.boell.de

HEINRICH BÖLL STIFTUNG
GUNDA WERNER INSTITUT
Feminismus und Geschlechterdemokratie

Schumannstr. 8
10117 Berlin
T 030.285 34-122
E gwi@boell.de

gunda-werner-institut.de
[facebook.com/Gunda.Werner.Institut](https://www.facebook.com/Gunda.Werner.Institut)
twitter.com/gwi_boell



Wenn das Leben eng wird



Viele Frauen bekommen im Alter so wenig Geld, dass es für den Alltag kaum reicht. Was heißt das? Und wie gehen sie damit um? Besuch bei drei Rentnerinnen

Aus Berlin, Schulzendorf und Syros **Gesa Steeger, Ulrike Herrmann** (Text) und **Yvonne Kuschel** (Illustration)

Ute Lauterbach kommt zu Fuß. Der Sturm bläst an diesem Morgen durch die Kleinstadt Schulzendorf in Brandenburg. Lauterbach macht kleine Schritte gegen den Wind. Sie sagt: „Ich bin nicht hier, um traurige Geschichten über alte arme Frauen zu erzählen.“ Lauterbach will kein Opfer sein. Dabei gäbe es dafür Gründe. Obwohl sie 40 Jahre gearbeitet hat, ist ihre Rente niedrig. Wie niedrig genau, das will die 79-jährige nicht öffentlich machen. Wegen der Nachbar:innen. „Muss ja nicht sein.“

Anna Wrbanatz betritt einen kleinen Laden in Berlin-Wedding. Drei leere Milchflaschen klappern in ihrem grünen Beutel, das sind 45 Cent Pfand. 800 Euro hat sie im Monat inklusive Grundsicherung. „Ich bin arm“, sagt sie und sortiert die Flaschen in eine der Leertgutkisten. Sie schämt sich nicht. „So ist das eben.“

Roswitha Skowasch schaut von ihrer Wohnung aus in die

Olivenhaine. Sie hat 640 Euro im Monat, wenig für ein Leben in Deutschland. Deshalb ist sie ausgewandert. Sie wohnt jetzt auf der griechischen Insel Syros. Um die Armut zu kaschieren, hat sie viele Strategien entwickelt. Sie sagt: „Meine Freunde wissen nicht, wie wenig ich habe.“

Drei Frauen. Drei Leben, die etwa zur gleichen Zeit begannen, in den 40er und frühen 50er Jahren. Drei Frauen, die zur Schule gingen, eine Lehre machten oder studierten, die Kinder bekamen, die sich verliebten und trennten. Die alle einer Arbeit nachgingen, Familien versorgten und in die Sozialkassen einzahlten. Die jetzt, im Ruhestand, mit wenig Geld dastehen. So wie viele andere Rentnerinnen in Deutschland: 16,8 Prozent der über 65-Jährigen gelten als arm, das zeigt eine aktuelle Studie der Bertelsmanns-Stiftung. Betroffen sind vor allem Frauen. Männer haben im Ruhestand deutlich mehr Geld: Sie bekommen im Schnitt eine Altersrente von 1.148 Euro, Frauen nur 711 Euro. In keinem anderen

europäischen Land ist die Rentenlücke größer.

Seit Jahren tüfteln Politiker:innen an diesem Problem. Sie versuchen das Rentenniveau zu stabilisieren und führten die Mütterrente ein. Der jüngste Vorschlag: die Grundrente. Als armutsgefährdet gilt, wer

„Meine Freunde wissen nicht, wie wenig ich habe“

Roswitha Skowasch

weniger als 60 Prozent des mittleren Haushaltseinkommens in Deutschland zur Verfügung hat – derzeit 1.035 Euro. Es ist schwer zu beziffern, wie hoch ein angemessener monetärer Gegenwert für eine Lebensleistung wäre. Aber Fakt ist: Die Lebensleistung von Frauen wird auch im Jahr 2020 immer noch geringer bewertet als die von Männern.

Wie kamen Ute Lauterbach, Anna Wrbanatz und Roswitha Skowasch in ihre Situation? Was bedeutet Geld für sie? Und: Wie gehen sie mit ihrer Armut um?

Die Brandenburgerin Ute Lauterbach sagt am Telefon, dass sie keine Journalist:innen im Haus haben will. „Da rate ich auch den anderen Frauen von ab.“ Sie habe schlechte Erfahrungen gemacht, es gab schon mal Gerede im Dorf. „Da hieß es auf einmal: Bei der sieht es doch gar nicht aus, als ob sie arm wäre – warum beschwert die sich eigentlich?“

Ein paar Tage später kommt sie zum Treffen beim Italiener, dem einzigen im Ort. Schulzendorf im Südosten Berlins ist klein. Ute Lauterbach geht auf Krücken. „Das Knie“, sagt sie und lässt sich in den Stuhl sinken. Kaum sitzt sie, beginnt sie zu erzählen. Von den Frauen in ihrer Ortsgruppe des „Vereins der in der DDR geschiedenen Frauen“ – und dem nagenden Gefühl der Demütigung.

Lauterbach ist eine der „Ostfrauen“, wie sie sie nennt. 40 Jahre lang hat sie Kinder gehü-

tet, ihre eigenen und die von Fremden. Als Erzieherin in Kindergärten, später als Leiterin eines sogenannten Wochenheims, in dem berufstätige Eltern ihre Kinder unter der Woche rund um die Uhr betreuen ließen. Ihr Mann arbeitete als Ingenieur.

Als ihre Tochter kam, blieb Lauterbach drei Jahre zu Hause. Bei ihrem Sohn setzte sie wieder aus. „Ich wollte für meine Kinder da sein“, sagt sie. Ihr Mann arbeitete weiter. 1986 kam die Scheidung. Die Kinder blieben bei ihr. Nach der Wende arbeitete Lauterbach noch mal zwölf Jahre in einem Kindergarten. Seit 2001 ist sie im Ruhestand.

Doch der ist schwierig. Monatlich muss Ute Lauterbach mit einem Betrag auskommen, der knapp über dem liegt, was offiziell als armutsgefährdend gilt. Kosten reduziert sie, wo sie kann. Dass sie mal auswärts essen gehe, komme so gut wie nie vor, sagt sie. In dem italienischen Restaurant sitzt sie an diesem Vormittag zum ersten Mal.

Lauterbach engagiert sich. Sie ist Sprecherin eines Vereins, der sich für die Gleichstellung von

Frauen einsetzt, die in der DDR geschieden wurden. Frauen, die trotz jahrzehntelanger Arbeit heute mit Renten dastehen, die nicht viel mehr absichern als das tägliche Überleben: Essen, Miete, Strom und Telefon. Bei manchen nicht mal das.

Die konkreten Ursachen dafür gehen zurück bis in die 90er Jahre. Nach der Wiedervereinigung wurden die Renten angeglichen – doch nicht in allen Bereichen. Wie beim Versorgungsausgleich, der im Westen noch heute dazu führt, dass Eheleute nach einer Scheidung die gleiche Chance auf Altersvorsorge haben. Weil es den im Osten nicht gab, wurde er auch nach der Wende nicht gewährt.

Den Betroffenen sind durch diese politische Grenzziehung viele Tausende Euro verloren gegangen. Wie viel genau, darüber gibt es keine Zahlen. Vielleicht auch weil diejenigen, um die es geht, kaum eine Lobby haben. 800.000 Frauen waren nach der Wiedervereinigung vom Nichtvorhandensein des Versorgungsausgleichs betroffen, jetzt sind es laut Verein noch

10 Millionen Altersrentnerinnen gibt es in etwa in Deutschland

Quelle: Deutsche Rentenversicherung 2018

56 Prozent der Altersrentner:innen sind Frauen

Quelle: Deutsche Rentenversicherung 2018

rund 100.000. „Die Frauen sterben weg“, sagt Ute Lauterbach. „Ohne zu ihrem Recht gekommen zu sein.“

Ein Recht, für das Ute Lauterbach gemeinsam mit anderen Frauen kämpft. Mit Demos vor dem Bundestag, einer Klage vor dem Bundesverfassungsgericht und einer zweiten vor dem Europäischen Gerichtshof. Bisher vergeblich. Für Lauterbach ist das „eine unfassbare Ungerechtigkeit“. Ihre rote Bluse hebt und senkt sich im Rhythmus ihrer Empörung. Die 79 Jahre merkt man ihr in diesen Momenten nicht an. Die Wut schon.

„Ich bin dazu erzogen worden, Hausfrau zu sein“

Anna Wrbanatz

Das große Rechnen am Ende des Monats, das kennen alle Frauen des Vereins. Lauterbach erzählt von manchen, die seit vielen Jahren die alte Kleideraufräumerin. Die sich schämen, weil sie dem Enkel nur ein Buch schenken können und kein teures Spielzeug. Die nicht ins Café gehen, nicht ins Theater oder Kino, weil das Ausgaben sind, die kleine Löcher in den Haushaltsplan reißen. Die in ständig hoffen, dass die Waschmaschine noch ein paar Jahre hält. Sie erzählt von Leben, die im Alter eng werden. „Das sind Frauen, die immer im Beruf standen“, sagt Lauterbach. „Die jetzt zu Bittstellerinnen werden, die sich schämen, weil sie nichts mehr geben können.“

Dass ihre Rente klein sein würde, das wusste Ute Lauterbach schon früh. „Erzieherin ist ja ein typischer Frauenberuf.“ Weniger Verdienst und schlechtere Aufstiegschancen gab es auch in der DDR. 16 Prozent weniger als Männer verdienten Frauen im Schnitt, das zeigen Zahlen einer Studie zur Lohnstruktur in der DDR. Ihr Mann habe das meiste Geld nach Hause gebracht, sagt auch Lauterbach, sie habe sich mehr um die Kinder gekümmert.

Ein Rollenmodell, das auch im vereinigten Deutschland greift. Nur zehn Prozent der Frauen zwischen 30 und 50 Jahren hierzulande verdienen derzeit mehr als 2.000 Euro netto im Monat. In keinem anderen europäischen Land tragen Frauen weniger zum Haushaltseinkommen bei.

Das liegt zum einen daran, dass viele Frauen noch immer in Berufen mit wenig Aufstiegschancen und niedrigen Löhnen arbeiten. In der Pflege, der Erziehung von Kindern oder in Minijobs, die das Familieneinkommen aufstocken, aber nicht tragen. Dazu kommt, dass viele Frauen in Teilzeit wechseln, sobald sie Kinder kriegen. Frauen verdienen durchschnittlich 16 Euro die Stunde, Männer rund 4 Euro mehr. Ein Gefälle mit Folgen: Wer 40 Jahre lang weniger als 1.200 Euro verdient, erhält später nur rund 490 Euro Rente.

Anna Wrbanatz aus Berlin-Wedding bekommt noch weniger aus der Rentenkasse als

das, etwa 300 Euro im Monat. „So viel wie früher als Studentin“, sagt sie. Sie muss lachen. Zusätzlich dazu bezieht sie Grundsicherung, insgesamt habe sie im Monat rund 800 Euro zur Verfügung. Schon ihre Fixkosten liegen bei 500 Euro.

An diesem Morgen im Februar ist sie auf dem Weg zu einer Foodcoop bei ihr um die Ecke. Einem Zusammenschluss von Menschen, die einen selbst organisierten Bio-Supermarkt gegründet haben. Die Preise sind günstiger als anderswo.

Anna Wrbanatz hat den Beutel mit den leeren Milchflaschen fest im Griff. Der schwarze Mantel sitzt perfekt, die hellblaue Mütze passt zu ihren Augen. Wer sie sieht, ahnt nicht, dass sie fast jeden Freitag an einer kirchlichen Einrichtung für Lebensmittel ansteht.

Vor allem Milch und Joghurt, „den ohne Zucker“, kauft sie in der Coop. Den anderen Joghurt, den es in der Ausgabestelle gibt, mag sie nicht. Rund 50 Euro kostet sie die Foodcoop pro Monat. „Das ist schon ein Luxus.“

Wrbanatz räumt die Flaschen weg, rechnet das Pfandgeld zusammen und notiert die 45 Cent in ihrem Ordner. Dann erst setzt sie sich und beginnt zu erzählen.

Bis zu ihrer Rente arbeitete Anna Wrbanatz als Dolmetscherin und Übersetzerin für einen südeuropäischen Kulturverein. Dass sie mal selbst für ihren Lebensunterhalt aufkommen würde, hätte sie als junge Frau nie gedacht, sagt sie. „Ich bin dazu erzogen worden, Hausfrau zu sein.“

Wrbanatz' Eltern kommen aus Kroatien, 1963 wanderten sie mit drei Kindern nach Deutschland aus, als Spätaussiedler. Anna Wrbanatz war die Älteste und musste mit ran, schon mit 15 arbeitete sie in einer Lebensmittelfabrik in Hessen. Dort stand sie am Fließband.

Die Familie lebte jahrelang in einem Auffanglager. „Das war ein Getto“, sagt Wrbanatz. Die Deutschen beschimpften sie.

Das Abitur machte sie später an der Abendschule nach, gegen den Willen des Vaters, aber mit Unterstützung der Mutter. Mit Ende Zwanzig begann sie in Heidelberg ein Studium der Slavistik. „Brotlos“, aber eine große Freiheit. Mit Stipendien reiste sie nach Italien, England und bis nach Russland. Nach dem Studium ließ sie sich zur Dolmetscherin weiterbilden, sie spricht fünf Sprachen.

1975 bekam sie ihre Tochter, unehelich. Das Kind wuchs beim Vater in Bayern auf. Noch heute ist es ihr unangenehm, darüber zu sprechen.

In den 1980er Jahren ging Wrbanatz nach Berlin und machte nur noch, was sie für richtig hielt. Sie zog in ein besetztes Haus, heiratete eine große Liebe, die wieder zerbrach, und arbeitete für kleines Geld in einem Kulturverein. Viel verdient hat sie nie. Damit gehandelt aber auch nicht.

„Ich bin arm“, sagt Wrbanatz, „aber ich komme zurecht.“ Sie wirkt schmal in dem blauen Wollpullover, den sie seit Jahren trägt, wie fast alles aus ihrer Garderobe. Lähmen lässt sie sich nicht von der finanziellen Enge. Im Gegenteil, sie hat einen straffen Wochenplan. Montags Malware, dienstags Tango für Senioren. Mittwochs Frauentreff im nahen Nachbarschaftsver-



ein. Auch an diesem Vormittag, einem Donnerstag, steht noch ein Kurs an: Schwimmen. Und morgen wieder die Lebensmittelausgabe. Das erste Mal habe sie sich geschämt, dort Essen zu holen. Mittlerweile kenne man

sich, sagt Anna Wrbanatz. „Das sind normale Leute, wir haben uns etwas angefreundet.“ Die Kurse finanziert die Arbeiterwohlfahrt, sonst könnte sich Wrbanatz keine Hobbys leisten. Mit den Jahren hat sie ge-

lernt zu haushalten: Die Werberoschüren in ihrem Briefkasten sucht sie nach Sonderangeboten durch. Wenn etwas im Angebot ist, greift sie gleich mehrfach zu. Dann isst sie wochenlang den gleichen Käse. Muss sie

ins Internet, fährt sie in die Bibliothek. Will sie essen gehen, sucht sie nach Gutscheinen. Kleidung gibt es bei der Kirche. Früher ging sie jeden Samstag zum Friseur, heute schneidet sie sich die Haare selbst. Ihre größte Ausgabe in den letzten Jahren war ein Tagesausflug in eine Thierpark in Brandenburg, mit anderen Frauen aus dem Nachbarschaftsverein. „Auch alles Migrantinnen, auch alle arm.“

Frauen, die nach Deutschland einwandern, gehören zu den am stärksten von Altersarmut Betroffenen. Von den Zugewanderten über 65 Jahre sind 36 Prozent armutsgefährdet.

Nicht nur Einwanderung, schlecht bezahlte „Frauenberufe“ und Lohnungerechtigkeit erhöhen das Armutsrisiko – auch die Ehe macht Frauen arm. Männer, deren Frauen wenig verdienen, werden in Deutschland durch das Ehegattensplitting steuerlich bessergestellt. Ein Gesetz aus dem späten 1950ern, das bis heute gilt.

Was es bedeutet, wenn Ehen geschieden werden, weiß Roswitha Skowasch. Sie ist 73 Jahre alt und stolz darauf, dass man ihr Alter und Armut nicht ansieht. Rote Brille, grauer Wollpullover, schwarze Leggings – sie legt Wert auf ihre Kleidung. „Das ist meine Erziehung, meine Herkunft“, sagt Skowasch. „Meine Mutter war auch nicht reich, aber das hätte man ihr nie angesehen.“

Fortsetzung auf Seite 22



NICHT IN UNSEREM NAMEN!

findet das bevorstehende NATO- Manöver DEFENDER 2020 statt, versichern wir **Kriegskinder**, die sich vor 40 Jahren in Berlin der damals gerade gegründeten Initiative FRAUEN FÜR DEN FRIEDEN, einer autonomen Frauenfriedensbewegung, angeschlossen haben.

Heute sagen wir wieder: Wir fühlen uns durch diese „Sicherheitslogik“ der NATO nicht geschützt, sondern sind empört über diese Provokation! Wir wollen eine „Friedenslogik“, die auf gegenseitigem Vertrauen beruht!

Müssen wir zulassen, dass Panzer auf deutschen Straßen gen Russland rollen? Deutschland hat 1941 einen Vernichtungskrieg gegen die Sowjetunion begonnen mit Verbrechen wie der 872 Tage dauernden Belagerung von Leningrad mit über einer Million Hungertoten.

Aufrufe und Proteste werden dieses Manöver nicht verhindern. Aber wir wollen, dass unsere Stimmen von den Verantwortlichen und besonders von den Menschen in Russland gehört werden.

Michail Gorbatschow hat immer wieder betont, dass die Stimmen der Friedensbewegung in Moskau gehört wurden und die Regierung ermutigt, mit Perestrojka und Glasnost zu beginnen. Seine Friedensphilosophie schuf u.a. letztlich die Voraussetzungen für den Fall der Mauer.

In diesem Chor der Friedensstimmen waren auch unsere dabei!

Gorbatschow hatte sehr klare Vorstellungen für das „GE-MEINSAME HAUS“, für eine EUROPÄISCHE FRIEDENSORDNUNG und der Rolle, die dabei die KSZE (seit 1994 OSZE) spielen sollte. Für unakzeptabel hielt er die Ausdehnung der NATO gen Osten.

Wir wissen seit dem 20. Jahrestag des Mauerfalls durch die US-amerikanische Historikerin **Mary Elise Sarotte**, dass bereits 1990 im Rahmen der „2 plus 4“-Verhandlungen **Gorbatschow** in dem Glauben gelassen wurde, dass es keine NATO-Osterweiterung geben würde. In der New York Times vom 30. November 2009 schrieb sie: „In summary, Gorbachev had listened to **Baker** (damaliger US-Außenminister) und **Kohl** suggest to him for two days in a row that NATO jurisdiction would not move eastward, and so at the end he agreed to let GERMANY UNIFY“. Im Tagesspiegel vom 13. Oktober 2019 wiederholte dieselbe Autorin diesen Sachverhalt. Es gab in der damaligen Sowjetunion großes Misstrauen gegenüber Gorbatschow. Sein Schicksal wurde 1991 besiegelt.

Uns quält die Frage: Sollte die deutsche Wiedervereinigung – so wie alles gelaufen ist – eine EUROPÄISCHE FRIEDENS-ARCHITEKTUR verhindert haben? Bereits im November 1990 in Berlin auf der KSZE DER FRAUEN warnte die Friedensforscherin **Prof. Hanne-Margret Birckenbach**, dass die KSZE gefährdet war.

Wir erinnern: Unsere Aufmerksamkeit richtete sich da aber schon auf den 2. Golfkrieg [1990/1991]. Der Triumph des kapitalistischen Westens gewährte nun alle Freiräume, so dass die Bush-Regierung Militäroperationen führen konnte, ohne einen 3. Weltkrieg auszulösen. Die Kontrolle über das Öl in der Golfregion konnte beginnen und behinderte damit auch, dass in der NEW WORLD ORDER ernsthaft mit dem Klimawandel umgegangen wurde. In Rio 1992 hintertrieb Washington, laut **Al Gore**, verbindliche Verträge zu CO₂ Emissionen. Erst kürzlich sprach **Klaus Töpfer** vom „großen Widerstand der USA“ gegen das „Vorsorgeprinzip gegen den Klimawandel“ auf dieser UN-Konferenz.

Zurück zu DEFENDER 2020: Die Kräfte, die in die Logistik eines solchen Militärmanövers fließen, würden dringendst gebraucht für die Bewältigung der Klimakrise, damit unsere MUTTER ERDE bewohnbar bleibt. Schon im Rahmen der Vorbereitungen auf Rio 1992 unterstützten wir den Vorschlag der US-amerikanischen Aktivistinnen, nationale Armeen umzuwandeln in „environmental protection corps“, die Schäden von natürlichen und von Menschen gemachten Desastern beseitigen. Eine hochaktuelle, berechtigte Forderung!

Aber genau das Gegenteil findet statt: Militärmanöver sind zerstörerisch, kostspielig, sie sind KLIMAKILLER!

Es ist an der Zeit, den Dialog mit Russland zu beginnen, die Konfrontation zu überwinden, die Themen **Abrüstung** und **Klima** zusammenzubringen. Die Bewältigung der globalen Klimakrise kann nur durch **Kooperation** gelingen. Die Zeit ist günstig, denn im September 2019 schloss sich die russische Regierung dem Pariser Klimaschutzabkommen an. Präsident **Putin** wandte sich kurz vor Weihnachten mit deutlichen Worten an seine Landsleute: „Wir müssen alles tun, was wir können, um den Klimawandel zu stoppen!“ 11 Millionen Hektar Wald verbrannte in Sibirien, auftauende Permafrostböden bedrohen Städte im Osten.

Worauf warten wir noch? DIALOG statt MILITÄRMANÖVER!

Holen wir Versäumtes nach: Schaffen wir unter Mitarbeit von Klimawissenschaftlern eine EUROPÄISCHE FRIEDENS-ORDNUNG! **Wir fordern: Transparente Verhandlungen** und wünschen uns eine wachsame FRIDAYS FOR FUTURE – Bewegung, die alle Verhandlungen und Ergebnisse kritisch begleitet!

Wir Kriegskinder unterstützen mit unseren Namen eine „Friedenslogik“, die über eine EUROPÄISCHE FRIEDENS-ORDNUNG hinaus zu einem weltweiten friedlichen Zusammenleben führt. Damit leisten wir unseren Beitrag für die Zukunft unserer Enkel- und Urenkelkinder.

432

Euro beträgt die Grundsicherung für Alleinstehende monatlich

Quelle: Bundesregierung

Dagmar Grauhan • Erika Hinz • Ingrid Makowski • Hildegard von Meier • Gisela Richter • Dr. Karin Ritter-Pichl • Irmgard Scharmann • Heide Schütz • Fridburg Thiele • Marianne Tilch



Fortsetzung von Seite 21

An diesem Morgen empfängt sie in ihrer Zweizimmerwohnung auf der griechischen Insel Syros. Das Gebäude ist umgeben von Olivenbäumen, der Strand ist nicht weit. Seit vier Jahren lebt sie hier. Eine Rentnerin auf der Flucht vor der Armut.

640 Euro erhält sie pro Monat. Um damit klarzukommen, hat sie sich ein paar Tricks zur Gewohnheit gemacht. Zu ihren Sparmaßnahmen gehört, dass sie sich nur mit Kräutertee wäscht, indem sie die ganze Haut damit einreibt. „Eine Kanne Tee hält eine Woche. Da braucht man kein Wasser und keine Seife.“

Ihre Zähne putzt sie mit Kaffee. Ihre Haare wäscht sie mit einem Ei, das hinterher mit einem Schuss Essig wieder herausgespült wird. „Das ergibt glänzende, gesunde Haare, ganz ohne Chemie.“ Dass es kaum etwas kostet, ist ein schöner Nebeneffekt. Nur Make-up und Lippenstift kauft sie im Laden. „Aber das hält zwei Jahre.“

Früher sei Geld kein Thema gewesen, sagt Roswitha Skowasch und erzählt von ihrer Jugend im gutbürgerlichen Westberlin. Nach der Schule machte sie eine Lehre als Anwaltsgehilfin, wurde anschließend Sekretärin und heiratete mit zwanzig Jahren den Bruder eines Schulfreunds. „Er war meine große Liebe.“ Ihr Mann besaß sieben Blumenläden, sie war halbtags bei ihm angestellt. Monatlich verdiente sie 10.000 Mark, lebten in einer großen Wohnung und „auf großem Fuß“, so erzählt sie es. 1974 wurde die gemeinsame Tochter geboren.

Doch dann fing ihr Mann an zu spielen und häufte enorme Schulden auf. „Nachts um vier Uhr habe ich ihn von der Spielhalle abgeholt.“ Skowasch reichte die Scheidung ein, als die Tochter zwei Jahre alt war. „Plötzlich war alles weg.“ Sie war nun alleinerziehende Mutter und arbeitete wieder als Sekretärin, erst für 2.400 Mark, dann halbtags für 1.200.

Erst als die Tochter auszog, erfand sich Skowasch neu: Sie wurde Malerin. Zunächst war es nur als Hobby gedacht, aber schon die ersten Bilder brachten jeweils 350 Mark. Sie ar-



beitete abstrakt, mit Sand und Erde, und stellte bald in renommierten Galerien in Berlin aus. Es schien sich eine vielversprechende Karriere anzubahnen, doch „als Frau, Anfängerin und Autodidaktin war es nicht leicht, Geld zu verdienen“, sagt Skowasch. Sie hoffte, dass es im Ausland einfacher wäre. Sie malte einige Jahre auf Mallorca und an der französischen Mittelmeerküste, doch das Geld reichte gerade so aus, um den Mindestbeitrag für die Künstlersozialkasse aufbringen zu können.

2002 kehrte sie nach Deutschland zurück. Es folgte eine „ziemlich schlechte Zeit“, ihre Bilder verkauften sich kaum. Trotzdem wäre es für sie undenkbar gewesen, wieder als Sekretärin zu arbeiten. „Ich wollte meine Freiheit behalten.“

Ihre Zähne putzt sie mit Kaffee. Ihre Haare wäscht sie mit einem Ei

Seit 2006 ist sie in Rente. 43 Jahre lang hat sie in die Sozialkassen eingezahlt. Allerdings waren ihre Beiträge meist so niedrig, dass ihr anfangs nur 473 Euro im Monat zustanden. Roswitha Skowasch beantragte zusätzliches Wohngeld, fühlte sich jedoch bald vom Sozialamt gegängelt. „Eines Tages machte sich eine Frau an meinem Türschild zu schaffen. Ich wunderte mich sehr darüber, bis mir klar wurde, dass der Staat kontrollieren wollte, ob ich in meiner Wohnung allein lebte oder ob ich vielleicht bei jemand anderem wohnte.“ Skowasch wollte unabhängig von den Behörden werden. Ihr Ausweg: ein Umzug in ein anderes Land, in dem ihre magere Rente reichte, weil der Euro mehr wert war. Ihre Wahl fiel auf die Türkei.

2010 zog Skowasch an die türkische Ägäisküste, wo sie erstmals seit Langem ein „gutes Auskommen“ hatte. Skowasch würde noch heute in der Türkei wohnen, wenn sich das Land nicht zunehmend in eine Diktatur verwandelt hätte. „Nach dem Putsch gegen Erdoğan sprachen die Nachbarn nicht mehr mitei-

ander, großes Misstrauen breitete sich aus.“ Skowasch fürchtete, dass die Situation auch für sie schwierig werden könnte.

2016 zog sie daher wieder um, diesmal nach Griechenland. Neun Koffer wuchtete sie auf die Fähre, und viel mehr besitzt sie auch jetzt nicht. „Ich sammle nichts; im Gegenteil, ich gebe wieder ab.“ Auf Syros ist das Leben härter als in der Türkei, denn Griechenland ist keineswegs billig. Freie Wohnungen werden über Airbnb vermietet, was die Preise in die Höhe treibt.

Roswitha Skowasch hofft, dass die Grundrente bald ausbezahlt wird: „Die brauche ich!“ Um die 280 Euro, hofft sie, würde sie bekommen. Mit dem Geld könnte sie ein „normaleres Leben führen“, sagt sie. Mal mit dem Schiff auf eine andere Insel fahren, mal essen gehen.

2021 soll sie kommen, die Grundrente. Erhalten sollen sie diejenigen, die mindestens 33 Jahre lang in die Rentenkasse eingezahlt haben. Das hat das Bundeskabinett Ende Februar beschlossen. Vor allem Frauen sollen davon profitieren. Prognosen der Bundesregierung gehen davon aus, dass 70 Prozent der künftigen Grundhilfeempfängerinnen weiblich sein werden.

Ute Lauterbach sagt über die Grundrente, dass ihr das alles eher kompliziert erscheine. Wer bekommt was und wie viel? Sie hofft, dass ihr bis 2021 endlich eine Entschädigung gezahlt wird in Form einer Einmalzahlung. Für die Jahrzehnte, die sie ohne Versorgungsausgleich auskommen musste.

„Von der Grundrente hätte ich nichts“, sagt Anna Wrbanatz. Sie erreicht die 33 Jahre nicht. Bei ihr bleibt es auch nach 2021 bei 800 Euro.

Gesa Steeger, 35, arbeitet als freie Journalistin. Sie fürchtet, auch einmal von Altersarmut betroffen zu sein.

Ulrike Herrmann, 56, ist taz-Redakteurin und Autorin mehrerer Bücher. Sie kennt Syros und Roswitha Skowasch seit vielen Jahren.

Yvonne Kuschel, Illustratorin, hat keine Reichtümer, dafür Säcke voll Fantasie.

335

Euro mehr Altersrente bekommen Frauen im Osten als im Westen

Quelle: Deutsche Rentenversicherung

1

zu 1 ist das Verhältnis von Altersrentner:innen zu Beitragszahler:innen heute. 1962 war das Verhältnis 1 zu 6.

Quelle: Demografieportal des Bundes und der Länder

Anzeige

POLITIK IST EINE VIEL ZU ERNSTE SACHE, ALS DASS MAN SIE ALLEIN DEN MÄNNERN ÜBERLASSEN SOLLTE.

KÄTE STROBEL, 1959



»Warum sind die Politikerinnen der Bonner Republik nicht schon früher so respektvoll und wertschätzend beschrieben worden wie in Torsten Körners glänzendem und wichtigem Buch? Wir wären wesentlich weiter in unserem Verständnis davon, was Macht macht.«

ANNE WILL

Gebunden
€ (D) 22,-
Verfügbar auch als E-Book
www.kiwi-verlag.de

Kiepenheuer
& Witsch



Gegen die Auffassung der Welt

Beim Edding steht der Name für das Ding. Für Miriam Edding hängt daran nicht nur ein Filzstift, sondern die Suche nach Gerechtigkeit

Von **Waltraud Schwab** (Text)
und **Paula Markert** (Fotos)



Erbin, Aktivistin, Leserin: Miriam Edding, 56 Jahre alt, ist Viele gleichzeitig

Eigentum verpflichtet, ist die Maxime von Miriam Eddings Vater. Bei seiner Tochter fällt das auf fruchtbaren Boden. Deshalb hat sie die von ihm gegründete Stiftung „do“ aufgebaut und beschäftigt sich dabei vor allem mit den Themen Flucht und Migration. Ein Besuch in Hamburg.

Draußen: Der Kiez hinter der Johanniskirche in Altona gilt unter Hamburgfans als Traumgegend. Wohnungen in den Gründerzeithäusern sind begehrt. Neben einem der Häuser steht eine 200 Jahre alte Blutbuche. Einige Eigentümer würden sie gerne fällen, die Wurzeln drängen ins Haus. „Glücklicherweise ist es nicht erlaubt“, sagt Miriam Edding.

Draußen: Überall in der Altbauwohnung liegen Bücher. Auf Tischen, auf Regalen, auf Sesseln, auf dem Boden, auch in der Küche. Übereinandergetürmt, aufgeschlagen, mit Buchzeichen versehen. „Kein Zweifel, Lesen bildet“, sagt Edding. Und dass Lesen ein Vergnügen sei, sagt sie auch. „Lesezimmer“ nennt sie einen der vier Räume in ihrer Wohnung. „Ein Luxus.“

Christrosen: Am kleinen Balkon hinter der Küche, wo sie mitunter rauchend sitzt und auf einen Ahorn blickt, hängt ein halbes Dutzend Blumentöpfe nebeneinander. In allen blühen Christrosen in zartem Pastellgrünviolet, das sich von seiner Farbe her als Blattwerk tarnt. Freundinnen hätten ihr die Christrosen geschenkt, weil sie wussten, dass Eddings Mutter, die das sonst tat, es nun nicht mehr tun kann. Die Mutter ist wenige Tage vor dem 56. Geburtstag von Edding im Dezember gestorben. „Kann sein, dass ich weinen muss, wenn ich an sie denke.“

Edding: Der Edding ist eins dieser Dinge, wo der Markenname fürs Ding steht. Wie bei Tempo, Uhu oder Tesa. Deonyme sind das. Eddings Vater war Kaufmann, arbeitete nach dem Krieg in Hamburg in einem japanischen Import-Export und interessierte sich für Neues, was aus Japan kam. Filzstifte waren

so ein Hit. Eddings Vater entwickelte sie weiter und machte sich mit einem Kompaß selbstständig. „Keine 08/15-Produkte hat er verkauft“, darauf habe der Vater Wert gelegt, sagt die Tochter.

Soziale Unterschiede: Ihre Eltern hätten nie auf Status geschaut. Ihre Mutter sei den Menschen sehr zugewandt gewesen, so tolerant, so offen, so großzügig. Miriam Eddings Liebe für die Mutter, die eine Pazifistin war und das „Nie wieder“ gelebt habe, ist groß. Wenn sie über sie spricht, nimmt ihre Stimme einen weichen, leisen Ton an. Dass es aber doch Unterschiede gibt, die etwas mit den finanziellen Ressourcen zu tun haben, das lernte sie, als ein Nachbarsjunge ihr das Taschengeld klaute. Seine Familie war nicht wohlhabend. „Ich weiß nicht, ob er aus Scham oder weil es ihm verboten war, von da an nicht mehr zu uns nach Hause kam.“

Politisch denken: Dass Edding gesellschaftskritisch ist, antikapitalistisch, antimilitaristisch, feministisch, das habe sich fast logisch ergeben. „So kämpfen fürs Gute wie Winnetou“ – das habe sie beeindruckt als Kind. Sie war im Jugendbund für Naturschutz. Alles sei dort selbst organisiert worden. Irgendwohin fahren, Wandern, Vögel beobachten, im Wald klarkommen; dann aber auch gegen Atomkraft demonstrieren und gegen den Nato-Doppelbeschluss, der es erlaubte, dass Atomwaffen in Deutschland stationiert werden. „In der Schule waren viele so drauf“, erzählt sie, „und an der Uni dann auch“. Ihre Mutter sei eher ängstlich gewesen, „aber sie hat das immer unterstützt, dass ich mich idealistisch für das Gute einsetze“. Edding hat Sozialpädagogik studiert. Ob sie auch ein Punk war? „Nein, das fehlt mir ein bisschen.“

Die Erbin: Miriam Edding hat eine Schwester, „wir haben beide

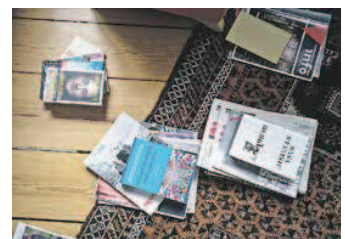
keine Kinder“. Als sich der Vater aus dem Unternehmen zurückzog, seinen Anteil an den Kompaß verkaufte und seinen Töchtern ein vorgezogenes Erbe vermachte, sagte er zu ihnen, dass sie ja wohl nicht das ganze Geld bräuchten, und gründete 2005 eine Stiftung. Er wollte, dass Miriam Edding sie aufbaut. „Ich mache es nur, wenn du mir nicht reinredst“, sagte sie zum Vater. Und der ließ sich darauf ein.

Tun: Der Titel der Stiftung ist „do“. Das Wort gibt es in mehreren Sprachen, nicht nur im Englischen, wo es „tun, machen“ heißt. Im Lateinischen heißt do „ich gebe“, im Koreanischen bedeutet es „der Weg, das Ziel“. Den Namen hat sich der Vater ausgedacht. Die Stiftung unterstützte kleine Projekte, die den Nationalsozialismus und die deutsche Kolonialgeschichte aufarbeiten und sich für globale soziale Rechte einsetzen. Seit 2009 allerdings werden ausschließlich Projekte im Bereich Flucht und Migration unterstützt. Das Stiftungskapital ist nachhaltig angelegt. Im Sommer 2015, als sich wegen der Kriege in Syrien, Irak und Afghanistan besonders viele Menschen auf den Weg nach Europa machten, hat der Vorstand beschlossen, keine Rücklagen zu bilden. „Wir setzen stattdessen die gesamten jährlichen Erträge für Projekte der vielen Engagierten ein.“

Das Mutmachendste: „Durch die Arbeit erlebe ich, wie kraftvoll selbstorganisierte Strukturen sein können.“ Geld erleichtere nicht nur die Aufgaben kleiner Initiativen, es ist auch eine Anerkennung, besonders für migrantische Gruppen, die schwer an Förderung kommen. In vielen Gemeinden hätten die antirassistischen Initiativen entscheidend dazu beigetragen, dass rassistische und rechte Stimmungsmache nicht dominant wurde.

Das Wutmachendste: Miriam Edding engagiert sich als Aktivistin bei einem Projekt der zivilen Seenotrettung, genauer gesagt dem Alarm Phone. Es ist eine Rund-um-die-Uhr-Hotline für Flüchtlinge, die in Seenot geraten. In den Ländern,

Gestapelt, aufgeschlagen und in der ganzen Wohnung verteilt: Eddings Wohnung ist voller Bücher



die ans Mittelmeer angrenzen, aber auch in Deutschland sitzen Menschen, die angerufen werden können, wenn Flüchtlingsboote in Schwierigkeiten geraten sind. Die Leute von der Hotline verständigen dann die Küstenwachen, das UNHCR, Flüchtlingsorganisationen vor Ort und Schiffe in der Nähe. Durch die Hotline wird klar: Keine der staatlichen Küstenwachen kann behaupten, sie hätte nicht gewusst, dass da Leute im Mittelmeer in Lebensgefahr sind. „Schlimm ist“, sagt sie, „wenn man mitkriegt, dass Boote verschwunden sind, mit denen wir vorher stundenlang in Kontakt waren.“ Das sei „das Wutmachendste“.

Denken: Was Geld bewirkt, beschäftigt Edding. Die Stiftungsarbeit war die letzten Jahre ein großer Teil von ihrem Leben. Sie ist nicht angestellt, lebt von ihrem Erbe, „mir ist klar, mir geht es gut“. Weil dieses Privileg verpflichtet, macht sie die Stiftungsarbeit, obwohl der viele Verwaltungsaufwand kein Traumjob sei. „Für die Stiftung: do wäre es super, ich wäre eine talentierte Fundraiserin. Nur, darauf habe ich null Bock.“ Eigentlich findet sie, dass es möglich sein müsste, das ganze Stiftungsgeld aufzubringen. Das erlaubt das Stiftungsrecht aber nicht.

Widersprüche: Sie ist entsetzt, weil das, was sie überwinden will, weltweit auf dem Vormarsch scheint: Der Krieg in Syrien, Psychopathen an der Macht wie Trump, in Deutschland die rechtsextreme AfD. „Noch vor ein paar Jahren hätte ich mir so was wie den Brexit, Trump, Bolsonaro nicht vorstellen können. Was hatte ich übersehen?“, fragt sie.

Keine soziale Welt: Die Neoliberalisierung ganzer Lebensbereiche, das wurde in linken Zusammenhängen kritisiert, „wir haben es gesehen, aber wir konnten es nicht aufhalten. Diese Aufassung der Welt, die private Aneignung von gesellschaftlichem Eigentum, wir konnten es nicht aufhalten.“ Wie eine wirklich soziale und gerechte globalisierte Welt aussehen kann, da fehlen ihr konkrete Visionen. Und sie fände Alternativen zum Geld schön. „Aber in meiner langen Stiftungsarbeit habe ich sie nicht gefunden. Geld ist etwas sehr Trennendes.“

Lebenslang: Trotzdem, „einmal politisiert, kann ich nicht mehr weggucken“, sagt sie. Linkes politisches Denken, ohne Orthodoxie, dafür mit Humanismus als Grundton – dahinter könne sie nicht zurück. „Gerechtigkeit, Freiheit, Gleichheit, Schwesterlichkeit, das müsste es doch sein.“



Die Blutbuche darf zu Eddings Freude nicht gefällt werden

Anzeige

**Mehr Zeit.
Mehr Geld.
Mehr
Respekt.**

Am Internationalen
Frauentag 2020 –
und jeden Tag!

DIE LINKE.
IM BUNDESTAG



Im Cashflow

Ob in Punk, Pop oder Hiphop: Frauen singen und rappen seit Jahrzehnten über Geld. Statt um reiche Ehemänner geht es heute zunehmend um Arbeitsbedingungen und Emanzipation

Von **Jens Uthoff**

Es ist das Jahr 1983. Cyndi Lauper, frisch auserkorene New-Wave-Queen, hat mit „Money Changes Everything“ einen großen Hit. Es ist der erste Song ihres Durchbruchalbums „She's so unusual“, zu supereingängigen Synthieklangen erzählt sie darin, wie eine Frau einen Mann verlässt, weil sie einen reicheren Typen gefunden hat: „I said I'm sorry baby I'm leaving you tonight / I found someone new, he's waitin' in the car outside“.

Aus heutiger Sicht mag einem der Inhalt geradezu reaktionär vorkommen, schließlich definiert sich die Frau hier weiter über den Mann und dessen Geld. Wir schreiben allerdings auch erst die frühen Achtziger, Frauen sind ökonomisch nicht so unabhängig wie heute. Noch bis 1977 dürfen verheiratete Frauen in Deutschland laut Gesetz nur dann arbeiten, wenn es „mit ihren Pflichten in Ehe und Familie vereinbar“ ist. Lauper mit ihrer ganzen Erscheinung bildet einen Gegensatz zu einem solchen Frauenbild. In ihrer unverkennbar quäkig-punkigen Stimme klingen Freizügigkeit und Freigeistigkeit an. Eine feine Volte der Popgeschichte: Ihr Album verkauft sich welt-

weit 16 Millionen Mal. Damit macht sie zwar zum einen die Männer der Musikindustrie reich – sie selbst hat aber auch vorerst ausgesorgt.

Über Geld und über Frauen, auch über die Korrelation, wird gesungen, seit es Popmusik gibt – so oft und so viel, dass eine Annäherung hier unvollständig bleiben muss. In den vom männlichen Rock dominierten Siebzigern kommen Frauen oft nur als schmückendes Beiwerk des Mannes vor, das etwas kostet, aber selbst niemals etwas erwirtschaftet. So singen Grateful Dead in „Money, Money“ (1974) noch davon, dass die süße kleine Freundin ausgehalten werden will, und für die Geldbeschaffung ist natürlich der Mann zuständig, zur Not per Banküberfall („My baby gives me the finance blues“ [...] / she wants money“). Auf die Rock- und Popwelt jener Zeit trifft zu, was James Brown bereits 1966 sang: „This is a man's world / But it wouldn't be nothing, nothing without a woman or a girl.“ Frauen sind in dieser Ära zuvörderst (Background-)Sängerinnen, selten Musikerinnen. Auch die ABBA-Sängerinnen Anni-Frid Lyngstad und Agnetha Fältskog sehen sich noch umgeben von einer „rich man's

world“, wie es in „Money, Money, Money“ (1976) heißt.

Danach aber scheint langsam etwas aufzubrechen. Dank der Frauenbewegungen der Siebziger, dank Punk. Das lässt sich im Mainstream und im Underground beobachten. Einer der erfolgreichsten Songs von Donna Summer ist – ebenfalls 1983 – „She Works Hard for the Money“. Inspiriert wird sie zu dem Stück, als sie in Los Angeles mit einer Toilettenfrau eines Restaurants ins Gespräch kommt.

Cardi B definiert das Motto „Money is King“ einfach um zu einem „Money is Queen“

Ihr widmet sie den Song, und sie mahnt, dass man sie vernünftig behandeln solle („She works hard for the money / so you better treat her right“). Arbeitsbedingungen von Frauen werden zum Thema, Country-Ikone Dolly Parton singt bereits drei Jahre zuvor das Titelstück für den Film „9 to 5“. Auch hier die Message: Frauen, lasst euch nichts gefallen bei der Arbeit. Nicht fehlen in der Reihe der Achtziger-Geldhits darf natürlich Madonnas „Material Girl“ (1985), ein Song, in dem sie die Figur der Frau, die das (vom Mann) verdiente Geld ausgibt, ironisch bricht.

Drastischer geht es in Punk und Postpunk zu Werke. Die britische Polipunk-Institution Crass, die mit Joy De Vivre eine Sängerin hatte, erzählt in „Women“ (1978) davon, dass Sex die wichtigste Währung der Frauen sei: „Fuck is women's money / We pay with our bodies“. Zum geschouteten Gesang De Vivres ertönt nervtötendes Synthiefrequenzen-Geflüster, es ist ein fieses, wütendes Stück Musik. Ein Highlight dieser Epoche: das Barrett-Strong-Coverstück „Money (That's What I Want)“ (1979) von dem Londoner Musikkollektiv The Flying Lizards. Sie interpretieren das Stück im Spoken-Word-Stil neu, Sängerin Deborah Evans-Stickland spricht die Zeilen: „Your love won't pay my bills / I want money“. Ums Rechnungen zahlen geht's irgendwie immer.

Auch noch zwanzig Jahre später, als es heißt: Auftritt Destiny's Child. Deren Song „Independent Women“ (2000) ist für Mainstream-Pop fast schon



Während Cyndi Lauper in den Achtzigern noch über reiche Männer singt... Foto: Richard E. Aaron/Redferns



...rappt Junglepussy über eigene Erfolge Foto: J. Mendez/getty images

radikal, er darf als feministische Hymne des beginnenden Jahrhunderts gelten: „Try to control me, boy, you get dismissed / Pay my own fun, oh, and I pay my own bills / Always fifty fifty in relationships“, singt das Trio um Beyoncé – ähnlich wird man dies 17 Jahre danach auch von Kesha hören („Woman“, 2017), mit rockig-funkigeren Tönen unterlegt.

Eine spannende Umdeutung erfährt der Song „If I Were a Rich Man“, als sich Gwen Stefani seiner im Jahr 2004 annimmt. In den Sechzigern als Folk-/Traditionalschick für das Musical „Fiddler on the Roof“ geschrieben, wird bei der ehemaligen No-Doubt-Sängerin auf ihrem ersten Soloalbum daraus ein Lied zwischen Reggae/Ragga und HipHop mit geschlechtlich korrigiertem Text: „If I was a rich girl / [...] No man could test me, impress me, my cash flow would never ever end“. Dass sie, zu dieser Zeit eine der Megastars des Pop und außerdem längst selbst ein „Rich Girl“, aus der Perspektive der armen Frau singt, wird ihr allerdings zum Teil übel genommen.

In jüngster Zeit hat in der Welt des Pop vor allem Cardi B ihr Verhältnis zu Geld zum Thema gemacht. In „Bodak Yellow“ erzählt die New Yorkerin von ihrer Zeit als Stripperin, die sie als empowernd empfunden hat – und als gute Möglichkeit, Geld zu verdienen: „I say I get the money and go, this shit is hot like a stove / My pussy glitter is gold, tell that lil' bitch play her role“, rappt sie in dem Song. Passend dazu sind im Videoclip zu dem Song „Money“ Pole-Dancerinnen im Stripteas zu sehen, der Boden ist bedeckt von Geldscheinen. Wie bei vielen ihrer männlichen HipHop-Kollegen auch gibt es hier kaum ironische Brechungen oder Distanz, mit der man die Kapitalisierung aller Lebensbereiche hinterfragen würde. Man könnte sagen, sie definiert das Motto „Money is King“ einfach um zu einem „Money is Queen“.

Wie erfolgreich die feministischen Bestrebungen seit den siebziger Jahren insgesamt waren, wie sehr sich die berufliche Situation für Frauen in den vergangenen 50 Jahren verbessert hat und wie sich Rollenbilder verschoben haben, das bringt am Ende vielleicht Cardi B.s New Yorker Musikerinnenkollegin Junglepussy (Shayna McHayle) am besten auf den Punkt.

Deren Debütalbum aus dem Jahr 2015 heißt schlicht: „Pregnant With Success“.

frauentaz – playlist

- Marilyn Monroe **Diamonds are a Girl's Best Friend**
- Aretha Franklin **Money Won't Change You**
- Cyndi Lauper **Money Changes Everything**
- ABBA **Money, Money, Money**
- Grateful Dead **Money, Money**
- Madonna **Material Girl**
- Gwen Stefani **Rich Girl**
- Fergie ft. Ludacris **Glamorous**
- Dena **Cash, Diamond Rings, Swimming Pools**
- Destiny's Child **Independent Women**
- Shania Twain **Ka-Ching!**
- Rihanna **Bitch Better Have My Money**
- Lady Gaga **Money Honey**
- Kesha **Woman**
- Cardi B. **Bodak Yellow**
- Junglepussy **Bling Bling**

Diese und viele weitere Songs finden Sie in der frauentaz-playlist unter taz.de/spotify

Anzeige

Finanzwissen von Frau zu Frau
Seminare, Finanzsalon, Training
Renate Kewenig
www.finanz-verstand.de

**Auf deinem Konto liegt das Geld und ruht sich aus.
Bei filia kommt es in Bewegung. In Frauenbewegung.**



Zum Beispiel zu den »Women in Black« nach Serbien. Auf den Straßen Belgrads machen sie Frauen*more öffentlich sichtbar. Jedes Paar Schuhe erzählt eine Geschichte.

**filia verwandelt dein Geld in Aktivitäten
von Frauen* und Mädchen*. Weltweit.**

Bring dein Geld in Bewegung.
GLS Bank DE11 4306 0967 0300 2001 00
Geht auch online. www.filia-frauenstiftung.de

filia
die frauenstiftung



Fehlendes Finanzwissen

Frauen verdienen, investieren und haben weniger Geld – und sie wissen weniger darüber. Finanzcoaching für Frauen ist längst ein Geschäftsmodell. Doch auch das kostet

Von Anja Krüger

Es klingt nach einer guten Nachricht: Das Taschengeld-Gender-Gap schließt sich. Das liegt allerdings nur daran, dass alle Kids weniger bekommen. Vor drei Jahren erhielten Mädchen laut Kinder-Medien-Studie noch 23,70 Euro Taschengeld im Monat, Jungen 25,41 Euro. 2019 waren es bei den Töchtern nur noch 20,46 Euro und bei den Söhnen 20,57 Euro. Einkommensverluste sind jedoch nicht die Lösung für die Überwindung des finanziellen Gender-Gap. Und die ist mehr als überfällig. Weil Frauen deutlich weniger verdienen als Männer, ha-

forscht. Allerdings haben Männer häufig die Kosten nicht im Blick, die Renditen schmälern oder gar auffressen. „Sie denken oft, dass sie gute Tipps oder eine besondere Anlagestrategie haben“, sagt Niessen-Ruenzi. Für diese Selbstüberschätzung zahlen sie durchaus mit hohen Verlusten. Doch gleichzeitig landen sie auch Treffer und fahren extreme Renditen ein. Frauen dagegen legen langfristig an und gehen weniger Risiken ein. Das kostet Rendite. „Frauen nutzen Chancen nicht“, sagt die Ökonomin. Ein Grund sind fehlende Kenntnisse über Finanzmärkte. Sie fordert: „Finanzmarktbildung gehört in die Lehrpläne von Schulen.“

Das findet auch Antonia Grohmann vom Deutschen Institut für Wirtschaftsforschung in Berlin. „Es gibt einen Gender-Gap bei finanzieller Bildung“, sagt sie. In Studien wird das Finanzwissen an den Antworten auf drei Fragen festgemacht: Verstehen die Befragten den Zinseffekt? Ist ihnen klar, dass Inflation zur Geldentwertung führt? Und sind ihnen die Risiken bewusst, wenn sie auf eine einzige Geldanlage setzen? Fast überall auf der Welt schneiden Frauen bei diesem Test schlechter ab als Männer, berichtet Grohmann. Noch immer gelten Geldangelegenheiten in vielen Regionen der Welt als Männersache. „Männer reden untereinander öfter über Geld und Geldanlagen als Frauen“, sagt sie. „Wenn man weniger hat, hat man auch weniger Grund, etwas über Geldanlage zu wissen.“

Wissenslücken machen Frauen – wie Männer – schnell zur Beute von FinanzvermittlerInnen, die mit falschen Versprechen locken. Investmentgesellschaften, Banken, aber auch unzählige Start-ups haben Frauen als Zielgruppe für teure Finanzverträge oder Dienstleistungen entdeckt. Ob private Rentenversicherung oder Transaktionen an der Börse, überall lauern Provisionen und Gebühren, die das mühsam Ersparnis schmälern. Das Finanzgewerbe ist eine Männerbranche. Um Kundinnen zu erreichen, setzen viele Unternehmen wie die Sparkasse deshalb auf gezielte Werbung oder wie die Comdirect Bank auf spezielle Vertriebs-teams. Ein grundsätzliches Problem: „Beratungsgespräche“ sind oft nichts anderes als Verkaufsgespräche. Dabei zählen nicht unbedingt die Bedürfnisse der Kundin, sondern der mögliche Verdienst der Vermittlerin.

Abgesehen davon kann es aber durchaus sinnvoll sein, dass sich Kundinnen in Finanzfragen gezielt an Frauen wenden, sagt Finanzmarktforsche-

Frauen dürfen mittlerweile nicht mehr nur Zahlen an die Wand schreiben, aber das Finanzgewerbe ist noch immer eine Männerbranche
Foto: H. Armstrong Roberts/ClassicStock/Getty



rin Niessen-Ruenzi. Denn Männer konzentrierten sich bei Verkaufsgesprächen oft auf ihre Geschlechtsgenossen und deren Bedürfnisse. FinanzvermittlerInnen bringen eine größere Empathie für Frauen mit, ihre Empfehlungen können bedarfsgerechter sein. Aber auch hier gilt: Wer ahnungslos in solche Gespräche geht, droht über den Tisch gezogen zu werden. „Wichtig ist, ganz genau hinzuschauen und die Kosten nie aus dem Blick zu lassen“, rät Niessen-Ruenzi.

Finanzthemen. „Es geht um finanzielle Selbstbestimmung“, sagt die Ökonomin und Wirtschaftsjournalistin. „Das ist eine Frage von Mut, Wissen, Disziplin und Entschlossenheit.“ Ein großes Thema bei ihren Klientinnen ist die Angst vor Altersarmut. „Frauen haben Angst, nicht genug dagegen zu tun, weil sie merken, dass sie nicht genug wissen“, sagt sie. Parthum coacht Frauen in Geldfragen gegen Honorar und bietet Onlinekurse und zweitägige Seminare an.

Mechthild Uppang von den FinanzFachFrauen, einem Verbund von 30 Finanzexpertinnen, erinnern solche Angebote an „In 100 Tagen zur Traumfigur“-Ratgeber. „Da ist alles easy, die Botschaft ist: In zwei Tagen bist du eine tolle Bloggerin“, kritisiert Uppang. Bloggerin Parthum will das nicht gelten lassen. „Das ist ein Berufsschutzargument“, sagt sie. „Es wird in der Branche immer so getan: Ach, alles ist so kompliziert.“ Nein, das ist es nicht.

Doch Uppang findet, so einfach sei die Sache eben nicht. Zurzeit sind sogenannte ETFs groß in Mode – also Pakete von Aktien aus Indizes wie dem DAX. Steigen die Indizes, steigt auch der Wert des Aktienpakets. Fallen sie, fällt aber auch deren Wert. Der Hype um die ETFs erinnert Uppang an die Zeiten der großen Börseneuphorie um die Jahrtausendwende. Damals gab es viele Frauen-Investmentclubs. Als der DAX von 8.000 Punkten auf 2.400 stürzte, lösten sie sich auf. „Heute denken viele, ein ETF ist wie ein Sparbuch mit einer Rendite von 7 Prozent“, sagt Uppang. Spätestens wenn die Börsen wieder in die Knie gehen, würden die An-

legerinnen aber merken, dass das nicht so ist.

Die FinanzFachFrauen sind Maklerinnen und Vermögensverwalterinnen, sie leben von Provisionen und Service-

Wissenslücken machen Frauen wie Männer schnell zur Beute von FinanzvermittlerInnen

geldern, die von Vermögen abgezogen werden, die ihre Klientinnen anlegen. Der Status von VermittlerInnen ist wichtig: MaklerInnen müssen im Interesse ihrer KundInnen handeln und haften dafür. VertreterInnen dagegen sind ausschließlich den Unternehmen verpflichtet, deren Verträge sie verkaufen. Echte BeraterInnen vermitteln nichts und nehmen ein Honorar.

„Eine gute Finanzberatung ist wie eine Maßschneiderin“,

sagt Uppang. Die 28-jährige Berufseinsteigerin, die 100 Euro im Monat zurücklegen möchte, braucht etwas anderes als die Geschiedene, die mit 53 eine sechsstellige Summe zur Verfügung, aber keine große Rente zu erwarten hat. „Männer beraten nicht schlechter als Frauen“, sagt Uppang. „Aber die Gesprächsebene ist anders.“ Nach ihren Erfahrungen möchten Frauen offen von ihren Sorgen erzählen. Viele Mütter etwa legen nicht gerne ihr gesamtes Geld für längere Zeit fest an, sie wollen schnell verfügbare Rücklagen für unvorhergesehene Ausgaben für die Kinder haben.

Uppang ist seit 30 Jahren im Geschäft. „Bei jüngeren Frauen merken wir, dass sie ziemlich gut informiert sind“, sagt sie. Diese Klientinnen kommen mit sehr konkreten Fragen – aber wagen nicht, ihre Kapitalanlagen selbst zusammenzustellen. „Frauen überschätzen sich nicht so wie Männer“, sagt Uppang, zu der auch Männer kommen. Die berichten oft von ihren Söhnen, die im Internet alle Geldangelegenheiten selbst managen. Sie sagt: „Frauen erzählen das von ihren Töchtern nicht.“



ben sie eine niedrigere Rente und können auch weniger Geld auf die hohe Kante legen. Nach einer Umfrage im Auftrag des Bankenverbands spart knapp ein Drittel aller Männer monatlich Beträge über 200 Euro, bei den Frauen ist es nur ein Fünftel.

Geldanlage ist in Zeiten niedriger Zinsen gerade für Frauen mit vergleichsweise niedrigeren Rücklagen heikel. Früher konnte Geld auf dem Festgeldkonto geparkt oder in Bundes-schatzbriefe gesteckt werden. Die Zinsen brachten mindestens einen Inflationsausgleich, das Kapital war sicher angelegt. Sicher ist es auch heute noch, aber eben nicht mehr als das. Nur wenige Frauen stecken ihr Geld in Unternehmenspapiere: 18 Prozent investieren in Aktien, Aktienfonds oder Wertpapiere. Bei den Männern sind es 27 Prozent.

Frauen kaufen nicht nur seltener Aktien, sie verhalten sich bei der Geldanlage auch anders, sagt Professorin Alexandra Niessen-Ruenzi von der Universität Mannheim. „Männer kaufen und verkaufen Aktien häufiger als Frauen“, sagt die Ökonomin, die über geschlechtsspezifische Unterschiede am Kapitalmarkt

Jubiläumstagung
Feminismus im Wandel
40 Jahre GfG
13.-15. März, Berlin
www.gfg-jahrestagung.de
Gesellschaft für Geburtsvorbereitung
Familienbildung und Frauengesundheit
Bundesverband e.V.

Finanzcoaching für Frauen ist längst zu einem Geschäftsmodell geworden. Mit Onlinekursen und Seminaren lässt sich Geld verdienen. Bei Madame Money Penny, einem der bekanntesten Blogs in der Frauenfinanzszene, kostet ein Basis-Onlinekurs 1.997 Euro. Mit der taz will die Gründerin Natascha Wegelin nur unter der Bedingung sprechen, vorab Fragen zugesandt zu bekommen und den kompletten Text vor Veröffentlichung zu lesen – was die taz grundsätzlich nicht macht. Unter „Geldfrau.de“ bloggt Dani Parthum über

#lila_bunt
Seminare, Bildungsurlaub, Tagungsort, Gruppenräume uvm.
#lila_bunt – Feministische Bildung, Praxis und Utopie
@ www.lila-bunt-zuelpich.de



Von **Lin Hiers** und
Carolina Schwarz (Gespräch)
und **Anja Weber** (Foto)

taz am Wochenende: Frau Nuru, Sie haben vor elf Jahren „Germany's Next Topmodel“ gewonnen. Wie blicken Sie heute auf diese Zeit?

Sara Nuru: Ich war damals 19 und noch sehr unerfahren. Trotz der großen Kritik an der Sendung war „Germany's Next Topmodel“ für mich ein unglaubliches Sprungbrett. Nachdem ich gewonnen hatte, fragte mich die Hilfsorganisation „Menschen für Menschen“, ob wir zusammenarbeiten wollen. So konnte ich zurück zu meinen Wurzeln reisen. Viele Dinge, die sehr entscheidend für mich waren, wären ohne GNTM nicht passiert.

Würden Sie heute jemandem empfehlen, bei der Sendung mitzumachen?
Das hängt von der Intention ab. Wenn es nur um Bekanntheit geht, ist es ein guter Weg. Aber niemand muss dort hingehen, um Model zu werden. Jetzt bei der 15. Staffel wissen die jungen Frauen, worauf sie sich einlassen. Man muss einfach wissen, was man will.

Mit 16 oder 17 Jahren ist das gar nicht so einfach.

Ich glaube schon, dass man in dem Alter weiß, was man will. Vielleicht kann man noch nicht ganz verstehen, was es bedeutet, auf einmal in der Öffentlichkeit zu stehen. Dass Anonymität ein hohes Gut ist, weiß man erst, wenn sie nicht mehr da ist. Das Schwierige an GNTM ist, dass man nur beeinflussen kann, was man sagt, nicht aber, wie es zusammengeschnitten wird. Trotzdem habe ich kein Mitleid mit den jungen Frauen, keiner hat sie gezwungen teilzunehmen.

Sie haben als Model Karriere gemacht. Wie hat das Ihr Leben in finanzieller Hinsicht verändert?

Es war seltsam, mit Lichtgeschwindigkeit ins Modelbusiness katapultiert zu werden und auf einmal mehr zu verdienen als meine Eltern. Auch um die Welt fliegen zu dürfen, um an schönen Orten zu arbeiten, war surreal. Doch mir war immer bewusst: Auch wenn es jetzt steil nach oben geht, kann es genauso schnell nach unten gehen. Daher war ich eher der vorsichtige und sparsame Typ und bin es immer noch.

Trotz Ihres Erfolgs haben Sie sich dann entschieden, etwas ganz anderes zu machen. Wie kam das?

Durch „Menschen für Menschen“ kam ich erstmals mit Entwicklungsarbeit in Berührung. Ich hatte das Glück, dass ich dort früh Kuratoriumsmitglied geworden bin. Das heißt: Wir haben uns angeschaut, welche Maßnahmen fruchten und wie Spendengelder eingesetzt werden. Ich hatte plötzlich ganz andere Einsichten. Das war nicht nur inhaltlich spannend, sondern hat auch emotional sehr viel mit mir gemacht.

Was genau?

Durch Äthiopien konnte ich die extremen Gegensätze sehen: Die vermeintliche Glamour-Welt, in der ich mich bewegte, und auf der anderen Seite Menschen, die am Existenzminimum leben. Plötzlich habe ich meine eigene Identität hinterfragt, aber auch das ganze Modelbusiness: Worum geht es hier bitte? Ich werde dafür gefeiert, dass ich bei irgendeiner Sendung mitgemacht habe, aber was habe ich geleistet? Ich musste mich mit meinen Privilegien auseinandersetzen. Die Fragen und Zweifel in mir sind immer lauter geworden. Die Schere zwischen meinen zwei Welten war einfach zu groß, und ich habe meinen Platz darin nicht gefunden.

Gab es einen Schlüsselmoment?

Ich sollte mal für eine Fernsehsendung den teuersten Eisbecher der Welt probieren. Dieser Eisbecher hat 1.000 Dollar gekostet. Mit Blattgold, Mandeln und Schokolade aus Madagaskar. Für die Sendung sollte ich suggerieren, es sei erstrebenswert, so etwas zu essen, dabei fand ich es einfach nur falsch. Ich dachte: Sara, du kannst nicht auf der einen Seite in Äthiopien sein und über die Armut der Menschen sprechen und dann so einen überbeurteilten Eisbecher essen fürs Fernsehen.

Wie sind Sie mit dieser Erkenntnis umgegangen?

Ich habe einen Cut gemacht, meine Agentur und meinen Wohnort gewechselt. Ich wollte herausfinden: Was bin ich fernab von der öffentlichen Projektion? Vieles an der Modebranche interessiert mich ehrlich gesagt gar nicht. Ich freue mich, dass ich Chancen und finanzielle Freiheiten durch das Modeln bekommen habe. Aber wenn mir die Menschen zuhören, dann möchte ich auf Dinge aufmerksam machen, die in unserer Gesellschaft weniger Gehör bekommen. Durch meine Auszeit konnte ich herausfinden, was ich will, und habe mit meiner Schwester angefangen, unser Social Business aufzubauen.

Es ist ja auch ein Klischee, dass Prominente zu „Charity Ladies“ werden. Wurden Sie ernst genommen mit dem, was Sie machen wollten?

Bei meiner ersten Anfrage wurde mir gesagt: Charity macht man erst später, um das Image zu polieren. Doch für mich war das was ganz Persönliches. Als ich das erste Mal in Äthiopien war, kam auch ProSieben zum Film mit. Damals war ich total dagegen. Ich wollte nicht den Eindruck erwecken, es würde mir nur um Promotion gehen. Doch die Organisation sah diese Plattform als große Chance.

Sie haben mit nuruCoffee ein eigenes Unternehmen gegründet. Woher wussten Sie, wie das geht?

Das war Learning by Doing. Für unseren Verein haben wir uns Leute mit Knowhow geholt. Zudem gibt es auch Kurse, in denen wir gelernt haben, wie man beispielsweise einen Jahresabschluss macht.

Was braucht man, um als Unternehmerin erfolgreich zu sein?

Mir hat neulich jemand gesagt: Das Wichtigste ist die Motivation. Als Model hast du nichts zu bestimmen – du bist ausführende Kraft, aber andere entscheiden. Das ist okay, das ist der Job. Aber das Schöne jetzt ist, dass ich entscheiden darf. Ich bin nicht nur das Gesicht, sondern es steckt viel von meiner Schwester und mir in diesem Unternehmen.

Und was ist Ihre Motivation?

Wir wollen Äthiopien aus einer anderen Perspektive zeigen, weg von Armut und Dürre hin zu Schönheit und Vielfalt. Immer werden die gleichen verzerrten Bilder von Afrika gezeigt: arme Kinder mit Fliegen in den Augen und Blähbauch. Das wird Afrika und dem Land Äthiopien nicht gerecht. Das Bedürfnis, die Geschichten anders und neu zu erzählen, hat uns angetrieben. Wenn man etwas gründen möchte, braucht man ein Warum. Denn Gründen ist anstrengend. Da sind Zweifel von außen, aber auch die eigenen. Bin ich gut genug? Soll ich meinen Job aufgeben für dieses Neue? Was denken die anderen? Man braucht Urvertrauen, dass das, was man macht, richtig ist.

Haben Sie als Unternehmerin auch schon die Erfahrung gemacht, dass bestimmte Türen nicht so leicht aufgehen?

Wir haben gemerkt, dass wir nicht ernst genommen werden. Nicht nur, weil wir unerfahren waren, sondern weil wir Frauen sind. Zum einen war es ein Vorteil, dass ich eine gewisse Bekanntheit hatte. Aber gerade am Anfang wurde ich immer nur als „schönes Beiwerk“ gesehen. Wir wurden andauernd unterschätzt. Mich hat es häufig sehr wütend gemacht, dass uns die Welt erklärt wurde. Ich nehme gern Ratschläge entgegen, aber nicht ungefragt. Ich habe andauernd erlebt, dass Leute, die nicht einmal wissen, wie eine Kaffeeplantage aussieht, uns erklärt haben, wie unser Business funktioniert. Das waren spezifisch Männer.

Dass Sie von Wut sprechen, überrascht etwas. Sie scheinen sonst lieber eine gute als eine wütende Geschichte erzählen zu wollen.

Natürlich bin ich auch wütend über die Ungerechtigkeit. Doch was bringt mir Wut? Wenn man Gutes erzählt, haben die Menschen mehr Lust, das weiterzutragen.

„

„Ich sollte mal fürs Fernsehen den teuersten Eisbecher der Welt probieren, mit Blattgold, er hat 1.000 Dollar gekostet. Ich sollte suggerieren, es sei erstrebenswert, so etwas zu essen. Dabei fand ich es einfach nur falsch“

Läuft man dabei nicht Gefahr, Ungerechtigkeiten zu verdecken?

Wir sind überflutet von negativen Nachrichten und Bildern. Da ist es wichtig, ein Narrativ zu verändern. Zu gucken was für positive Beispiele gibt, wo man Chancen fördert.

Sie haben nicht nur ein Kaffeeunternehmen, sondern Sie vergeben auch Mikrokredite an äthiopische Frauen. Wie läuft das ab?

Auf dem normalen Markt würden viele Bäuerinnen keinen Kredit bekommen, und die Zinsen wären deutlich höher, sodass sie nie aus der Schuldenspirale rauskämen. Mit Mikrokrediten können sich Frauen etwas Eigenes aufbauen. Die Höhe des Kredits ist vom Vorhaben abhängig. Eine Frau kauft sich vielleicht drei Schafe, mästet die und verkauft sie gewinnbringend weiter. Eine andere kauft sich einen Kornspeicher und beginnt einen Getreidehandel. Je nachdem bekommen sie umgerechnet zwischen 130 und 250 Euro. Und weil viele Frauen gar nicht wissen, wie Mikrokredite und Zinsen funktionieren, bekommen sie bezahlte Schulungen.

Wird das Angebot angenommen?

Am Anfang war es schwierig, aber jetzt, wo die ersten Frauen ihr Business gestartet haben, sehen die Nachbarn: Der Standard verändert sich, die Nachbarin kann sich auf einmal Wechselklamotten leisten oder Schulgeld für die Kinder. Mittlerweile kommen die Frauen auch von sich aus auf uns zu.

Wie viele Frauen haben bisher einen Kredit bekommen?

Wir konnten bisher 93 Frauen einen Mikrokredit auszahlen. Das macht uns stolz. Aber dieses Jahr schauen wir zum ersten Mal, was diese Kredite konkret bewirken. Denn es ist nicht mit einem Kredit getan.

Derzeit leidet Ostafrika unter einer Heuschreckenplage. Was heißt das für die Äthiopierinnen, die Sie unterstützen?

Die Menschen in Äthiopien leiden aktuell nicht nur unter der Plage, sondern auch unter der politischen Situation. Politisches ist von Menschen gemacht, da hofft man immer, dass die Menschen sich besinnen. Aber auf die Natur hat man keinen Einfluss, man kann nicht einfach zu den Heuschre-

cken sagen: Haut ab! Das macht die Situation sehr schwierig, da viele Menschen von der Ernte abhängig sind. Viele sind Subsistenzbauern – sie leben von der Hand in den Mund.

Davon sind ja auch Männer betroffen. Wieso vergeben Sie Ihre Kredite nur an Frauen?

Frauen sind am stärksten von Armut betroffen. Und Studien zeigen, dass Frauen besser mit Geld umgehen. Es gibt ein Sprichwort, das sagt: „Unterstützt man eine Frau, unterstützt man die ganze Familie.“ Daran glaube ich. Meine Schwester und ich sehen in diesen Frauen außerdem unsere Mutter.

Inwiefern?

Sie ist Mitte der 80er aufgrund der Perspektivlosigkeit in Äthiopien nach Deutschland gekommen. Sie hatte zwar unseren Vater, aber zu Beginn war sie allein mit meinen zwei Geschwistern. Weil unsere Mutter so viel auf sich genommen hat, haben meine Geschwister und ich heute viele Chancen. Wir können uns verwirklichen. Das wollten wir zurückgeben.

Entwicklungszusammenarbeit wird oft für ihren paternalistischen Charakter kritisiert. Also: Die Weißen zeigen, wie es richtig geht.

Ich finde es wirklich schwierig, wenn vermeintliche Lösungen für afrikanische Probleme aus einer rein westlichen Sicht betrachtet werden. Wenn man aus dem Westen kommt und versucht den Frauen zu erklären, wie die Welt funktioniert.

Das tun Sie nicht?

Häufig versuchen Menschen ihre Ansichten auf diese Frauen zu übertragen. Dabei muss man sich an die Bedürfnisse der Region und der Community anpassen. Ich finde es wichtig, dass die Frauen sich untereinander organisieren und füreinander Verantwortung haben. Sonst stellt sich ja auch die Frage: Was ist, wenn eine Frau ihren Kredit nicht zurückzahlt? Das Geld ist dann einfach weg. Deswegen vergen die Frauen in Fünfergruppen füreinander. Dadurch entsteht ein gesellschaftlicher Druck, weil die eine für die andere das Geld zurückzahlen müsste.

Muhammad Yunus, der Erfinder von Mikrokrediten, hat in den 80ern den Friedensnobelpreis dafür bekommen. Doch Expert:innen sagen auch, dass sein Konzept kein wirksames Mittel gegen Armut sei. Haben Sie Strategien, damit Frauen sich nicht verschulden?

Studien über Mikrokredite sehen die Rückzahlungsquote bei gut 90 Prozent. Wir setzen auf Businessmodelle, die sich bei anderen bewährt haben. Es macht natürlich keinen Sinn, ein Unternehmen für Handyladegeräte zu gründen, wenn es keinen Strom gibt. Ein Unternehmen für Solarlampen dagegen wäre sinnvoll. Man muss also gucken, warum Frauen in die Schuldenfalle geraten. Das muss man immer wieder individuell betrachten.

Sie arbeiten auch mit H&M zusammen – ein Konzern, der häufig wegen schlechter Arbeitsbedingungen Schlagzeilen macht. Wie passt das zu Ihrem Selbstverständnis als soziale Unternehmerin?

Diese Entscheidung war für mich ein langer Prozess. Wenn man in der Öffentlichkeit für etwas steht, macht man sich angreifbar. Doch am Ende des Tages geht es darum, ob ich mich selbst im Spiegel anschauen kann. Ich will nie etwas nicht machen, weil andere dann böse Kommentare schreiben.

Und bei H&M können Sie sich im Spiegel anschauen?

Da habe ich gedacht: Wenn ich jetzt Nein sage, dann macht es jemand anderes. Dann ist auch niemandem geholfen. Doch wenn ich zusage, kann ich etwas beeinflussen. Denn H&M ist vielleicht noch nicht so weit, aber ich unterstütze ihren Versuch, in eine nachhaltige Richtung zu gehen. Ich dachte also: Ich kann viel mehr bewirken, wenn ich versuche, von innen etwas zu verändern oder zumindest meinen Standpunkt zu sagen.

Können Sie denn in Ihrer Position von innen etwas verändern?

Ich bin damals in eine der Fabriken nach Äthiopien gereist und habe mir angeschaut, wie die Menschen da arbeiten. Ich hatte echt Bedenken, was mich erwartet. Ich kenne Menschen, die von der Hand in den Mund leben. Und wenn die plötzlich einen Job haben, macht das einen Unterschied. Ich habe mit Frauen dort geredet. Eine meinte ja, der jetzige Job sei extrem anstrengend, aber wenigstens hat sie so am Ende des Monats Geld auf dem Konto. Das Problem ist, dass wir die Dinge häufig aus unserer Perspektive heraus betrachten.

Wie meinen Sie das?

Meine Eltern haben auch in Deutschland am Fließband gearbeitet. Ich in meiner Berlin-Mitte-Bubble will nicht am Fließband arbeiten, sondern lieber im Büro, aber viele Menschen können sich das nicht aussuchen. Dass die Menschen unter würdigen Bedingungen arbeiten und richtig entlohnt werden, ist wichtig. Aber dass Menschen in Fabriken arbeiten, ist nicht per se schlimm.

Aber oft sind doch die Zustände das Problem. Kinderarbeit, Arbeitssicherheit ...

Was man beispielsweise aus Bangladesch mitbekommt, ist wirklich furchtbar. Da ziehen sich alle aus der Verantwortung, auch wir Konsumenten. Ich glaube aber, dass die Partner, mit denen ich zusammengearbeitet habe, versuchen, es so richtig wie möglich zu machen. Aber es funktioniert nicht immer und überall.

Da kommen sehr unterschiedliche Rollen zusammen: Für H&M sind Sie vorrangig ein Gesicht, in Ihren Unternehmen haben Sie Entscheidungs-macht.

Ich bin unternehmerisch unterwegs und mache ab und zu Modeljobs. Ich mache nur noch Sachen, die ich wirklich machen möchte. Seit ich aufgehört habe, in Schubläden zu denken, kann ich das gut vereinen.

Vieles gleichzeitig sein können – ist das ein Konflikt, der People of Colour besonders betrifft?

Die Identitätsfrage ist generell eine des Erwachsenwerdens. Wohin gehöre ich? Bin ich Deutsche oder Afrikanerin? Gerade Menschen mit Migrationshintergrund müssen sich ständig solchen Fragen stellen. Doch muss ich mich entscheiden? Kann ich nicht einfach ich sein? Es ist immer ein innerer Konflikt, wohin man gehört. Dazu kommt, dass wir uns leider hauptsächlich über unsere Arbeit definieren. Durch Mutterschaft kommt für viele Frauen eine weitere Ebene hinzu. Wie können wir das alles sein? Das ist ein ständiger Prozess, dem Frauen viel stärker ausgesetzt sind als Männer.

Was hilft da?

Mein Schluss ist: Es ist okay, sich nicht zu entscheiden. Bin ich eher äthiopisch oder eher deutsch? Keine Ahnung. Ich will in keine Schublade. Ich kann ein Kaffee-Unternehmen leiten, Entwicklungsarbeit leisten und als Model arbeiten. Aber vielleicht sage ich morgen auch: Ich töpfe jetzt. Es ist die eigene Einstellung, die man beeinflussen kann, den Rest eh nicht.

Lin Hiers, 29, hasst Entscheidungen.

Carolina Schwarz, 28, hat Sara Nuru mit 17-Jährige bei „Germany's Next Topmodel“ gesehen.

Anja Weber trinkt ihren Kaffee nur mit Hafermilch.



**„Das
Schöne
ist,
dass
ich
entscheiden
darf“**

Vor elf Jahren wurde Sara Nuru „Germany's Next Topmodel“. Heute leitet sie ein Kaffeeunternehmen und vergibt Mikrokredite an äthiopische Frauen. Ein Gespräch über soziale Verantwortung, das Dasein als Unternehmerin und die Frage, wie es ist, mehr zu verdienen als die eigenen Eltern



Was Arbeit wert ist

Die meisten Menschen sprechen ungern offen über ihr Gehalt. Was landet bei einer Steuerberaterin auf dem Konto? Warum will eine Topmanagerin nicht sagen, was sie verdient? Und was bekommt eine Reinigungskraft? Sechs Protokolle



Wer anderen eine Grube gräbt, hat nicht immer ein Goldgruben-grabgerät
Foto: LPF/ plainpicture



Die Topmanagerin

„Weil ich gern die Fäden ziehe“

Der Job

Bis vor Kurzem war Sigrig Nikutta Chefin der Berliner Verkehrsbetriebe, seit Januar ist sie Vorstand Güterverkehr bei der Deutschen Bahn. „Mir war immer klar, dass ich zu den Entscheidern gehören möchte. Weil ich gern die Dinge in der Hand habe, weil ich gern die Fäden ziehe.“ Die heutige Position der promovierten Psychologin sei Folge einer strategischen Karriereplanung. „Durchaus verbunden mit persönlichen Härten.“ Mehrfach haben die heute 50-jährige und ihre Familie den Wohnort und ihr gewohntes Umfeld gewechselt.

Die Arbeitszeit

Die Frage nach Wochenarbeitszeiten, der Länge von Arbeitstagen: schwierig zu beantworten, sagt Nikutta. „Im Grunde bin ich immer dabei, die Frage ist nur, an welchem Ort.“ Der Tag beginnt und endet mit der Arbeit. „Wenn ich den Kecker, mein Handy, in die Hand nehme, checke ich als erstes, welche Themen neu reingekommen sind.“ So zu arbeiten, müsse man schon mögen. „Ich liebe es.“ Genau das ist Nikuttas Art, die Fäden zu ziehen. „Und ich werde nervös, wenn es nicht so ist.“

Das Geld

Unter den führenden Managerinnen erlebe sie eine unglaubliche Solidarität, was Karriereplanung betrifft, sagt Nikutta. Es werde auch durchaus über Geld gesprochen. Aber in der Zeitung? „Bei Frauen in Toppositionen wird das auch in den etablierten Wirtschaftsmedien viel häufiger dazugeschrieben als bei den Männern, so nach dem Motto: Schauen wir mal, ob sie das wirklich wert ist. Das muss sich ändern.“

Die Wertschätzung

„Ist es das berufliche Ziel, wertgeschätzt zu werden?“, fragt Nikutta. Und ob das nicht auch nur die Frauen gefragt würden. „Güter von der Straße holen. Kunden wieder von der Schiene begeistern – das ist mein Ansporn!“

Was kaufen Sie sich für unverhoffte 1.000 Euro?

„Am ehesten etwas Technisches, was mir hilft mein Leben zu synchronisieren!“

Protokoll: Manuela Heim



Die Reinigungskraft

„Warten und durchhalten“

Der Job

Vor einem Jahr ist Daniela Vasileva nach Berlin gekommen. Um mit ihrem Freund zusammen sein zu können, wie sie sagt. Und weil in ihrer Heimat Bulgarien das Geld nicht zum Leben reichte. Die 48-jährige ist gelernte Schneiderin. In Berlin putzt sie Arztpraxen, Apotheken, Bürogebäude, private Haushalte. Gerade hat Vasileva die Arbeitsstelle gewechselt, weil sie – wie viele ihrer bulgarischen Kolleginnen – immer wieder ausgebeutet wurde.

Die Arbeitszeit

Was in ihrem alten Arbeitsvertrag stand, weiß Daniela Vasileva nicht genau. Dafür spricht sie zu wenig deutsch. Früh ab 7.30 Uhr reinigte sie bis zur Öffnung der Geschäfte die ersten Räume, ab dem späten Nachmittag die nächsten. Sechs Tage, rund 30 Stunden in der Woche. Oft sei sie erst um 21 Uhr zu Hause gewesen. Als sie im Dezember sehr krank war, musste Vasileva trotzdem jeden Tag zur Arbeit. „Es gibt keine Vertretung“, habe ihr Arbeitgeber gesagt. Wie sie sich am Ende eines Arbeitstages fühlte? „Sehr müde.“ Urlaub habe der Arbeitgeber zwar gewährt – aber unbezahlt.

Das Geld

770 Euro sollte Vasileva im Monat bekommen, die vielen Überstunden wurden aufgeschrieben, wohl auch bezahlt. Aber das Geld sei nie in einer Summe gekommen, mal bar und mal per Überweisung, immer zu spät. Was sie gemacht habe, wenn ihr das Geld ausging? „Warten und durchhalten.“ 300 Euro zahlt Vasileva anteilig für die Miete. Von dem Rest lebt nicht nur sie, sondern auch ihr Sohn, der noch zur Schule geht. Und die Großmutter, die nur eine ganz kleine Rente bekommt. Beide wohnen in Bulgarien, zwischen 100 und 200 Euro schickt ihnen Vasileva jeden Monat.

Die Wertschätzung

„Wenn das Geld regelmäßig gekommen wäre, wäre es okay gewesen“, sagt Daniela Vasileva. Seit einem Monat arbeitet sie nun für ein anderes Reinigungsunternehmen. Mit Hilfe des Berliner Beratungszentrums für Migration und Gute Arbeit Bema fordert sie von dem alten Arbeitgeber ausstehendes Urlaubsgeld und Gehalt. Nach der Kündigung hatte sie von ihrem letzten Monatsgehalt gar nichts mehr bekommen.

Was kaufen Sie sich für unverhoffte 1.000 Euro?

Ein paar schöne Anziehsachen – das wäre ein Traum, sagt Daniela Vasileva. Aber die Hälfte des Geldes würde sie auf jeden Fall nach Bulgarien schicken.

Protokoll: Manuela Heim



Die Aktivistin

„Ich suche noch Pat*innen“

Der Job

„Es gibt keine richtige Jobbeschreibung für Bewegungsarbeiter*innen. Wir haben ganz unterschiedliche Ansatzpunkte“, erklärt Paula Tilly. „Mein Fokus ist das Empowerment von anderen Aktivist*innen. Ich unterstütze sie dabei, ihre Sache so professionell zu machen, dass ihr Anliegen gut im Mainstream ankommt.“ Tilly organisiert Workshops, bei denen Aktivist*innen Handwerkszeug lernen: „Zum Beispiel, wie Nachrichten am besten verschlüsselt werden.“ Schon ihr Vater war in der linken Bewegung aktiv. Konkret politisiert wurde die 27-jährige durch die Aktionen gegen den G20-Gipfel 2007.

Die Arbeitszeit

„Im Aktivismus ist es schwer, zwischen Arbeit und Freizeit zu trennen. Allerdings habe ich dieses Jahr das Wochenende für mich eingeführt. Montag bis Freitag arbeite ich jetzt am Computer, gehe zu Plena und Gruppentreffen. Das dauert manchmal bis spät abends. Das Wochenende halte ich mir aber frei.“

Das Geld

Seit Oktober 2019 ist Paula Tilly eine der zehn Personen, die von der Bewegungsförderung ideelle Förderung erhalten, also zum Beispiel Schulungen. Geld bekommt sie über Pat*innen, nicht von der Stiftung: „Wir müssen selbst um Pat*innen werben, die unsere Arbeit unterstützen.“ Sie sucht noch Pat*innen, bis jetzt bekommt sie erst 100 Euro monatlich. Mit Workshops und Vorträgen verdient die studierte Politologin etwa 400 Euro im Monat. „Ich brauche nicht viel. Ich wohne in einem Bauwagen einer Wagenburg, dort zahle ich keine Miete. Meine einzigen Fixkosten sind die Krankenkassenbeiträge.“

Die Wertschätzung

„Ich habe das Gefühl, dass meine Arbeit im Familien- und Freund*innenkreis gesehen und wertgeschätzt wird. Eigentlich von allen, denen ich davon erzähle.“

Was kaufen Sie sich für unverhoffte 1.000 Euro?

„Ich würde mir nichts Neues kaufen, ich würde das Geld in meine Projekte stecken. Damit könnte ich Fahrkarten zu Aktionen bezahlen oder meine Bildungsarbeit ins Internet tragen, über Videos oder Fernkurse. Ein paar Bücher würde ich mir vielleicht zulegen.“

Protokoll: Stefan Hunglinger



Die Erzieherin

„Ohne uns könnt ihr nicht arbeiten“

Der Job

„Eigentlich wollte ich Krippenerzieherin für die ganz Kleinen werden, aber das gab es nach der Wende nicht mehr.“ Also wurde Katja Reichel Erzieherin, arbeitete zunächst zehn Jahre im Kinderheim. Nachtdienste, Schichten – „Das wollte ich nach der Geburt meines ersten Sohns nicht mehr.“ Seit 2006 ist die 46-jährige deshalb Erzieherin in einer Kita im sächsischen Mittweida, einer 15.000-Einwohner-Stadt bei Chemnitz. Um die Arbeitsbedingungen für sich und ihre Kolleginnen zu verbessern, engagiert sich Reichel außerdem in der Gewerkschaft. „Die beitragsfreie Kita ist ja schön, aber wir Erzieher haben davon gar nichts.“

Die Arbeitszeit

Sechseinhalb Stunden am Tag ist Reichel im Schnitt in der Kita, 30 Stunden in der Woche. „Ich mache die Arbeit mit Leib und Seele, das heißt, ich habe die ganze Zeit voll die Kinder im Fokus.“ Katja Reichels eigene Kinder waren auch bei ihr in der Einrichtung, nach der Arbeit ist sie gemeinsam mit ihnen nach Hause gegangen. Ob sie nicht manchmal genug hatte von der Kinderbetreuung? „Meine Söhne haben früh gelernt: Die Mama braucht jetzt ihren Cappuccino, und nach einer Viertelstunde ist sie wieder ansprechbar.“

Das Geld

Die Gehälter in Reichels Kita sind an den öffentlichen Dienst angepasst. „So 1.600 Euro landen auf meinem Konto.“ Eine angemessene Entlohnung? „Ich persönlich bin zufrieden.“ Familienurlaube, die Wünsche der Kinder, der Leistungssport des Größten, das gemeinsame Haus – „Wir können uns alles leisten, was wir brauchen.“

Die Wertschätzung

„Was, du bist bloß Erzieherin geworden, du hättest auch mal ein bisschen mehr aus deinem Leben machen können“, habe mal ein Bekannter zu Katja Reichel gesagt. Ihre Antwort: „Ohne uns könnt ihr nicht arbeiten gehen.“ Von den Kindern erfahre sie dagegen viel Wertschätzung: „Wenn man denen viele Möglichkeiten gibt, dann sind die einfach nur glücklich mit uns.“ Und die Eltern: „Früher hatte man Achtung vor uns, jetzt ist da vor allem ein Anspruchsdenken bei vielen Eltern.“ Trockenwerden, mit Besteck essen: „Was die Eltern zu Hause nicht schaffen, das sollen wir leisten.“

Was kaufen Sie sich für unverhoffte 1.000 Euro?

„Meine Kinder wollen unbedingt mal ins Disneyland Paris, das würde ich dann machen.“

Protokoll: Manuela Heim



Die Steuerberaterin

„Es war mir unangenehm, über Preise zu sprechen“

Der Job

Als Agnes Musfeldt mit der Schule fertig wurde, da haben die Eltern gesagt: „Ein Studium können wir dir aber nicht bezahlen.“ Die heute 36-jährige lernte also Steuerfachangestellte, bestand später die gefürchtete Prüfung zur Steuerberaterin, vor vier Jahren hat sie sich selbstständig gemacht. Musfeldt erstellt Buchführungen, Lohnbuchhaltungen, Jahresabschlüsse und Steuererklärungen. Jeden Tag neue steuerrechtliche Konstellationen und Probleme, Anfragen von Mandanten und Finanzämtern: „ein Traumjob“. Ob sie manchmal Kopfschütteln für diese Begeisterung ernte? „Täglich.“

Die Arbeitszeit

„Die Fristen, die jeden Monat einzuhalten sind, die bestimmen meine Arbeitszeiten.“ Es gibt Wochen, da sei sie nur 20 Stunden in ihrer Kanzlei, deutlich öfter sind es 50 oder 60. Weniger arbeiten, das kann sich Musfeldt kaum vorstellen, dafür so lange wie möglich: „Ich kenne eine Steuerberaterin, die ist 79 und arbeitet jeden Tag mit Freude ihre 8 Stunden, das ist doch klasse!“

Das Geld

Nach der Ausbildung zur Steuerfachangestellten hat Musfeldt 1.600 Euro brutto verdient, als angestellte Steuerberaterin 4.500 Euro. „Heute

verdiene ich eher das Doppelte.“ Der Schritt in die Selbstständigkeit, er habe sich auch finanziell gelohnt. „Am Anfang war es mir unangenehm, über Preise zu sprechen“, sagt Musfeldt. „Aber inzwischen finde ich es sogar gut zu sagen: So viel ist meine Arbeit wert.“ Was sie sich leistet von dem verdienten Geld? Die Wohnung koste 1.300 Euro. Essen mit Freunden, ab und an ein Urlaub. „Ansonsten habe ich nicht einmal ein Auto, ich fahre Fahrrad.“

Die Wertschätzung

Immer mal wieder erlebe sie Geringschätzung von männlichen Kollegen. Einmal habe Musfeldt mit dem Handy bei einem Seminar gesessen. „Na, wenn der Chef nicht zuschaut, wird nur mit dem Handy gespielt, was...“, habe ein älterer Kollege gesagt. „Der weiß doch gar nicht, was er da redet, ich bin meine eigene Chefin“, sagt Musfeldt. Von Mandanten erfahre sie dagegen viel Dankbarkeit. Und auch vom Schreckgespenst Finanzamt: „Dort sitzen ja auch nur Menschen.“

Was kaufen Sie sich für unverhoffte 1.000 Euro?

„Wegfahren, ein paar Tage Ostsee oder Nordsee, auf jeden Fall ans Meer.“ Aber das könnte sie sich freilich auch so leisten.

Protokoll: Manuela Heim



Die Pfarrerin

„Eine volle Stelle sind 48 Stunden“

Der Job

„Als evangelische Pfarrerin halte ich Gottesdienste, Beerdigungen, Trauungen, Taufen, gebe Religionsunterricht und kümmere mich um Verwaltungssachen“, erklärt Dorothea Zwölfer. In Franken ist sie für mehrere Dorfgemeinden zuständig. Daneben setzt sich die 55-jährige „Frau mit transsexueller Biografie“, wie sie sich selbst bezeichnet, in der Initiative Regenbogengemeinden in Bayern dafür ein, dass in ihrer Kirche auch LSBTTIQs willkommen sind – als Mitarbeitende und Teilnehmende.

Die Arbeitszeit

„Theoretisch bedeutet eine volle Stelle in der bayerischen Landeskirche eine 48-Stunden-Woche. Wie sich diese Zeit dann verteilt, ist sehr situativ. Man weiß ja zum Beispiel nie, wann ein Mensch stirbt. Da kann es auch einmal zwei Trauerfeiern in der Woche geben.“ Dazu kommen die regelmäßigen Kreise, Sitzungen und Gottesdienste, sagt Zwölfer. „Wenn man hört, dass bei der IG Metall 35 Stunden üblich sind, kommt man schon ins Denken. Aber die Motivation ist ja auch eine andere, man macht ja auch etwas, was einem selbst wichtig ist.“ Es gelte in ihrem Beruf auf die eigene Gesundheit zu achten, sich nicht zu überfordern, meint die Pfarrerin. Die Landeskirche unterstütze mittlerweile dabei.

Das Geld

„Die Gehaltsparallele ist die eines Gymnasiallehrers“, sagt Zwölfer. Zwischen 4.580 und 6.770 Euro sind das nach der aktuellen Besoldungstabelle für Bayern. „Man kann gut davon leben, aber keinen Reichtum anhäufen“, sagt die Pfarrerin. „Wenn es einem ums Geldverdienen geht, sollte man mit einem Abi und einem langen Studium was anderes machen. Wenn es einem nur um die Sicherheit der Verbeamtung geht, auch.“

Die Wertschätzung

„Wenn Menschen mich nach einem Gottesdienst im Seniorenheim in ihr Zimmer bitten und mir dann ihr Leben erzählen, das sind besonders schöne Momente“, sagt Zwölfer. Und die Kirche? „Bei Dienstjubiläen bekommt man einen Tag frei, aber Wertschätzung kommt eher von der Basis.“

Was kaufen Sie sich für unverhoffte 1.000 Euro?

„Die würde ich spenden, zum Beispiel an Opferverbände von Vergewaltigten.“

Protokoll: Stefan Hunglinger

NOMOS
GLASHÜTTE



Tetra Sinfonie. Made in Germany. Für Elise oder Therese, für Josephine oder Antonie: Die neue Tetra-Edition steht den tollsten Frauen der Stadt und verzaubert nicht nur Beethovenbegeisterte. Alle vier Versionen mit NOMOS-Uhrwerk Alpha stehen für Qualitätsbewusstsein und technischen Sachverstand, Nachhaltigkeit und bestes Made in Germany. Ab sofort im Fachhandel erhältlich, etwa hier: Aachen: Lauscher, Lück; Augsburg: Hörli, Karin Bauer; Berlin: Christ im KaDeWe, Lorenz; Bielefeld: Böckelmann; Bonn: Hild; Bremen: Meyer; Darmstadt: Techel; Dresden: Leicht; Düsseldorf: Blome; Erfurt: Jasper; Essen: Mauer; Frankfurt am Main: Pletzsch; Glashütte: NOMOS Kaufhaus; Hamburg: Becker, Mahlberg; Hannover: Kröner; Köln: Gadebusch; Lübeck: Mahlberg; München: Bernhard Kiefer, Fridrich; Münster: Oeding-Erdel; Stuttgart: Kutler; Ulm: Scheuble. Und überall bei Wempe, Bucherer und Rüschenbeck sowie hier: nomos-glashuette.com

Anzeige